

Chronik einer litauendeutschen Familie - Eduard und Adele Neubacher in ihrer Zeit -

Gerhard Neubacher

Eduard und Adele

Eduard Neubacher wurde am 31.12.1905 in Kybartai in Litauen geboren, das zu jener Zeit zum zaristischen Russland gehörte. Kybartai war Grenzstation der Eisenbahn von St. Petersburg nach Königsberg und weiter nach Berlin.

Eduard starb am 3.4.1969 nach einer Operation im Krankenhaus Alfeld (Leine) an einer Lungenembolie und wurde in Adenstedt, beerdigt.

Seine Eltern waren der Schuhmachermeister Friedrich Neubacher und Ehefrau Karoline, geborene Dowideit. Friedrich hatte eine Werkstatt in Kybartai, verstarb bereits 1918 mit 42 Jahren während einer Influenza-Pandemie und hinterließ Ehefrau Karoline mit den Kindern Friedrich, Eduard, Anna und Gustav. Die weiteren Kinder Oskar und Martha waren bereits sehr früh verstorben, Martha soll 9 Monate alt gewesen sein. Näheres ist nicht bekannt. Karoline starb im Alter von 76 Jahren in Bad Salzdetfurth.

Adele Klug wurde am 17.6.1906 in Karklupėnai zehn Kilometer südlich von Kybartai geboren. Sie starb nach einem Herzinfarkt am 2.5.1978 im Krankenhaus Norden und wurde im Doppelgrab neben Ehemann Eduard in Adenstedt, Landkreis Hildesheim beerdigt.

Ihre Eltern waren der Bauer, spätere Müller und Viehhändler Karl Klug und Ehefrau Anna, geborene Grubert. Die beiden bewirtschafteten einen Hof in Daugelaičiai unmittelbar südlich von Kybartai, später betrieben sie eine Mühle und Landwirtschaft in Karklupėnai und siedelten sich schließlich zwischen 1908 und 1914 in Kybartai an. Karl starb am 23.4.1923 im Alter von 65 Jahren an Asthma, seine Frau Anna ist wahrscheinlich im Januar 1945 im Alter von 83 Jahren während der Flucht in Kolberg/Pommern umgekommen.

Aus der Ehe von Karl und Anna gingen zwischen 1882 und 1908 insgesamt 16 Kinder hervor: Anna Emilie, Hermann, Karl, Auguste, Helene, Mathilde, Franz, Berta, Albert, Gustav Alexander, Otto, Adele und Martha. Drei Kinder starben sehr früh; ihre Namen und Stellung in der Geschwisterreihe sind nicht bekannt. Anna Emilie, Hermann und Karl wurden in Daugelaičiai, die übrigen zehn namentlich genannten Kinder in der angeführten Reihenfolge in Karklupėnai geboren.

Kinder in Russland - Erwachsene in Litauen

Adele wurde zwar wie die meisten ihrer Geschwister in Karklupėnai geboren, verbrachte aber bereits den größten Teil ihrer Kindheit in Kybartai. Die folgende Darstellung zur Familie Klug beruht vorwiegend auf Gesprächen, die 1983 mit Adeles Bruder Otto in Hamburg geführt wurden, wo dieser bis zu seinem Tod 1994 lebte. Es sind also Erinnerungen, die wiedergegeben werden und nicht historisch abgesicherte Fakten.

Nach dem Umzug von Karklupėnai besitzen die Eltern Karl und Anna in Kybartai sechs Morgen (drei Hektar) Land und zwei Holzhäuser mit bis zu zehn Wohnungen in der später Dariaus ir Girėno gatvė (Dariaus-Gireno-Straße) genannten Straße. Das kleinere Haus, Dariaus ir Girėno gatvė 17, in dem sie selbst wohnten, hatte vier Wohnungen, von denen drei vermietet wurden. Dazu gehörten ein Schlachthaus, eine Scheune und ein Viehstall, in dem 5 Kühe und 2 Pferde gehalten wurden. Da Vater Karl vom Viehhandel kein oder nur sehr wenig Geld an Mutter Anna abgab, musste der Haushalt im Wesentlichen durch den literweisen Verkauf der Milch von den 5 Kühen an Hauseinwohner und Nachbarn bestritten werden. Im Spätherbst handelte Karl über Jahre hinweg vorwiegend mit Gänsen, die nach Deutschland verkauft wurden. In dieser Zeit trieben er und andere Händler Gänse in großen Scharen zum Bahnhof in Kybartai. Hier wurden die Gänse zunächst in einem großen Schuppen gesammelt und da das Geschäft sich etwa über einen Monat hinzog, waren Tag und Nacht mit Gänserufen und Gänseschnattern erfüllt. Ein Teil der Gänse wurde zu Fuß über die Grenze nach Deutschland getrieben; dann bewegte sich ein weißer Strom von Tieren auf der Hauptstraße nach Eydtkuhnen.

1914 begann der Erste Weltkrieg, und die Familie lebte mitten im Frontgebiet. Da Litauen zu jener Zeit noch ein Teil Russlands war, flüchtete Mutter Anna nach Beginn des Ersten Weltkrieges und dem Rückzug der russischen Armee aus Ostpreußen 1914/1915 mit den jüngsten Kindern Adele und Martha nach Pskow bei St. Petersburg in Russland. Tochter Adele besuchte in Pskow die russische Schule. Vater Karl verblieb mit den beiden Söhnen Gustav Alexander und Otto in Kybartai und kümmerte sich weiter um Viehhandel und Landwirtschaft. Kurland und das heutige Gebiet Litauens wurden von der deutschen Reichswehr besetzt und als Ober Ost unter Militärverwaltung gestellt. In diesen Wirren kehrte Mutter Anna mit Adele und Martha wahrscheinlich schon 1916 wieder in das von deutschen Truppen besetzte Kybartai zurück.

Die Söhne Hermann und Karl dienten als Soldaten im zaristischen Heer, Hermann als Unteroffizier, Karl als Oberfeldwebel. In der Schlacht bei Tannenberg im August 1914, in der das russische Heer geschlagen wurde,

gerieten sie in deutsche Gefangenschaft, kamen aber wieder frei. Sohn Albert diente noch ab 1916 im zaristischen Heer.

Alle drei überlebten die Wirren und Auseinandersetzungen des russischen Bürgerkriegs im Baltikum, kämpften zeitweilig als Freischärler gegen die Bolschewiki und traten schließlich in die Freiwilligenarmee der Republik Litauen ein, das im Februar 1918 seine Unabhängigkeit erklärt hatte. Sohn Gustav Alexander und ab 1924 auch Sohn Otto waren ebenfalls Soldaten im litauischen Heer.

Hermann war Leutnant einer Nachschubkompanie in Kaunas-Šančiai (Schanzen). Karl war von 1919 - 1921 Polizeichef in Kybartai und von 1921 - 1926 im Range eines Kapitäns für Nachschubeinheiten der litauischen Armee zuständig. Albert und Otto bekleideten den Rang eines Feldwebels.

Da Hermann, Karl und Albert bereits früh in der litauischen Freiwilligenarmee gekämpft hatten, wurden sie von dem jungen Staat Litauen mit 25 Hektar Land bzw. Geld belohnt. Seit 1918 waren sie selbstverständlich litauische Staatsbürger wie auch alle anderen Deutschstämmigen in Litauen.

Adele machte ab 1921 eine Lehre als Verkäuferin im ostpreußischen Eydtkuhnen, das unmittelbar auf der anderen Seite der Grenze lag. Beschäftigt war sie hier bei der Firma Emil Pentzek, einem großen Geschäft für Bekleidung und Stoffe mit bis zu 100 Angestellten. Als das Geschäft 1926 in Konkurs ging, wechselte sie zu einem anderen Geschäft für Bekleidung und Schuhe in Eydtkuhnen, das dem jüdischen Kaufmann Bernhard Rubinstein gehörte. Hier war sie für den Bereich Mode und Einkauf zuständig. Ihr Bruder Otto bezeichnete sie als „Directrice“, die häufig zu Modeausstellungen unterwegs war. Den Beruf gab sie auf, als sie am 27.4.1935 Eduard Neubacher heiratete. Die folgenden Jahre waren wohl die glücklichsten und unbeschwertesten im Leben von Adele und Eduard, bestimmt durch die Ehe und die gemeinsame Arbeit im CVJM und der Kirchengemeinde. Aber auch diese Zeit wurde bereits überschattet vom bedrohlichen Nationalsozialismus in Deutschland und vom wachsenden Nationalismus in Litauen.

Eduard wuchs in Kybartai auf, besuchte hier die Volksschule und begann 1920 eine Lehre bei Schuhmachermeister Eduard Gutkuhn in Kybartai, die er aber auf Grund gesundheitlicher Beschwerden abbrechen musste. Ab 1922 war er Banklehrling bei der Litauischen Kommerzbank, Filiale Kybartai. Er schloss diese Lehre nach drei Jahren ab und war bis 1941 zunächst Buchhalter, Kassierer und schließlich Handlungsbevollmächtigter dieser Filiale. Der Beruf hat ihn offensichtlich ausgefüllt und zufrieden gestellt. Bilder aus den Dreißigerjahren zeigen einen durchwegs gut gekleideten und selbstbewussten

Mann. Sein älterer Bruder Friedrich war Kaufmann und Inhaber eines Geschäfts für Radiogeräte, Nähmaschinen und Fahrräder. Der jüngere Bruder Gustav war selbständiger Schneidermeister und führte eine Werkstatt mit über zehn Angestellten. Beide Brüder sind im Krieg gefallen.

Von besonderer Bedeutung für Eduard war sein Engagement in der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde in Kybartai, in der er 1938 zum stellvertretenden Vorsitzenden des Gemeindegemeinderats gewählt wurde. Er lebte bewusst in der Tradition seiner Salzburger Vorfahren, die aus Glaubensgründen 1731/32 als Protestanten das katholische Salzburg verlassen mussten.

Mit festem Gottvertrauen waren diese in eine völlig ungewisse Zukunft in das östlichste Preußen aufgebrochen, wurden wahrscheinlich im Bereich der Stadt Gumbinnen angesiedelt und sind erst ein oder zwei Generationen später in den litauischen Grenzraum zwischen Kybartai, Virbalis und Vištytis weitergezogen. Da diese Siedler im Gegensatz zu den katholischen Litauern vorwiegend lutherischen Glaubens waren und die Kirche eine herausragende und auch nach außen hin sichtbare Rolle in ihrem Leben spielte, wurden im litauischen Sprachgebrauch die Begriffe preußisch, lutherisch, deutsch zumeist sprachlich gleichbedeutend verwendet.

Von Anfang an bemühten sich die allein auf sich gestellten Kirchengemeinden um Bildungseinrichtungen. So geht die Geschichte der deutschen Schule in Kybartai zurück bis in das Jahr 1864, als Eisenbahner, Zollbeamte und Bauern eine Schule gründeten, um den zahlreichen Kindern den Weg in das benachbarte Virbalis zu ersparen. Bereits ein Jahr später wurde diese Schule in eine evangelisch-lutherische Kirchenschule (Kantoratsschule) umgewandelt. Diese Kirchenschule wurde 1880 eine staatliche Schule mit russischer Unterrichtssprache, die weiterhin von den deutschsprachigen Schülern aus Kybartai und so auch von Eduard besucht wurde.

1924 wurde in Kybartai eine Filialgemeinde der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Virbalis gegründet und ein zweistöckiges Backsteingebäude errichtet, in dem bis 1940 neben dem eigentlichen Betsaal auch die vierklassige deutsche Volksschule und die Mittelschule untergebracht waren. Die Volksschule war eine staatliche Minderheitenschule und wurde von etwa 300 Schülern besucht, die von vier Lehrkräften einschließlich des Schulleiters unterrichtet wurden. Die Mittelschule wurde als höhere Lehranstalt geführt und stand in der privaten Trägerschaft des „Kulturverbandes der Deutschen Litauens“. Der Leiter der Volksschule war zeitweilig auch Leiter der Mittelschule.

Eduard war 1926 Mitbegründer des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) in Kybartai und blieb in leitender Stellung bis zur Umsiedlung 1941. Eine besondere Blüte und bewegte Zeit erlebte dieser Verein in den Jahren 1926 bis 1931, als der pietistisch geprägte Pastor Karl Eckart, der bereits in China als Missionar gearbeitet hatte, Kybartai als neu gegründete Filialgemeinde übernahm. Obwohl Eckart von der Kirchenleitung entlassen worden war, konnte er sich in Kybartai festsetzen und erklärte seine Gemeinde Kybartai zur „freien Gemeinde“. Er war ein sehr rühriger Pastor, der die Jugendlichen begeistern konnte und mit ihnen Freizeiten und Fahrten bis nach Lettland unternahm. Aufnahmen, die unmittelbar vor seinem Weggang 1931 gemacht wurden, zeigen ihn in einem Kreis mit jeweils 36 jungen Männern und 38 jungen Mädchen. Eduard und Adele gehörten zu seinen engsten Mitarbeitern und äußerten sich noch nach Jahrzehnten hochachtungsvoll, begeistert und ohne jegliche kritische Distanz über diesen offensichtlich wortgewaltigen und die Jugendlichen in seinen Bann ziehenden Pastor. 1931 übernahm Probst Paul Tittelbach die Gemeinde Virbalis. Sein Nachfolger wurde Bruno Landig, der von 1936 bis 1940 Pastor in Virbalis war und zugleich Administrator der Filialgemeinde Kybartai. In dieser Eigenschaft war er auch Direktor der deutschen Mittelschule in Kybartai. Neben Pastor Eckart waren Probst Tittelbach und Pastor Landig die am häufigsten genannten Personen, wenn in der Familie nach 1945 über die Zeit in Litauen gesprochen wurde. Bis zu seinem Tod im Jahr 2006 lebte Pastor Landig in Bottrop und hatte dort als Gemeindepastor den Bau einer neuen Kirche, die den Namen Gnadenkirche erhielt, initiiert. Als ich ihn 1999 in einem Telefongespräch auf seine ehemaligen Gemeindeglieder Eduard und Adele Neubacher in Kybartai ansprach und mich ihm vorstellte, unterbrach er mit den Worten: „Du Bengel, dich habe ich dort doch selbst getauft.“ Bis zum Ende der lutherischen Gemeinde Kybartai im Jahr 1941 hat es wohl nicht mehr viele Täuflinge im Betsaal der Gemeinde gegeben.

Leben in der Republik Litauen 1918 - 1940 (Zwischenkriegszeit)

Von der Staatsgründung 1918 bis 1926 erlebte die junge Republik Litauen eine demokratische Phase mit relativ weitreichenden Rechten für die Minderheiten im Lande. So konnten auch herausragende Posten bei Militär und Verwaltung von Deutschen besetzt werden. Als Beispiel kann Karl Klug, Bruder von Adele, genannt werden, der 1926 aus dem Militär ausschied, bis 1928 als Sekretär im Amtsbezirk Alvitas angestellt war (zwischen Vilkaviškis und Kybartai) und ab 1928 im größeren Amtsbezirk Vilkaviškis, bis er diese Tätigkeit 1930 aufgeben musste.

Von 1926 bis 1940 schloss sich eine autoritäre Phase an, als Offiziere putschten und Antanas Smetona als Staatspräsident die Macht übernahm. Das Parlament (Seimas) wurde aufgelöst und alle wichtigen Posten wurden mit Mitgliedern von Smetonas nationalistischer Tautininkai-Partei (die „Völkischen“) besetzt. Smetona selbst präsentierte sich als „Führer des Volkes“. Eine nationalistische Ideologie mit völkischen Parolen setzte sich zunehmend durch. Unter dem Stichwort Litauisierung sollten staatliche Stellen nur noch mit Litauern besetzt werden. Die Loyalität der deutschsprachigen Minderheit, die die litauische Staatsbürgerschaft besaß, wurde von den staatlichen Stellen zunehmend in Frage gestellt und es kam zu einer Observierung durch die litauischen Sicherheitsorgane. Bis dahin waren die Beziehungen zwischen den Deutschstämmigen und den eigentlichen Litauern traditionell vorwiegend freundschaftlich, auch wenn man in der Regel unter sich blieb. „Mischehen“ waren eher selten und als Adeles Bruder Karl die Litauerin Ona (Anna) heiratete, stieß das in der Familie zum Teil auf Unverständnis, und der Umgang mit ihnen wurde eine Zeit lang gemieden.

Das zunächst gute politische Verhältnis zu Deutschland war bereits 1923 abgekühlt, als Litauen das ursprünglich zu Ostpreußen gehörende Memelland besetzt hatte. Zur Bedrohung für das Land aber wurde 1933/34 die Machteroberung Hitlers und der Nationalsozialisten in Deutschland. In der Folge wurden Handelsembargos verhängt, die Litauen als Agrarland hart traf, weil es auf die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte in das Deutsche Reich angewiesen war. Auf massiven ultimativen Druck stimmte Litauen schließlich 1939 der Rückgliederung des Memellandes zu.

Für die junge Familie Neubacher hatte die sich verschlechternde innere und äußere politische Situation zunächst kaum Auswirkungen. Durch die Beschäftigung Eduards bei der Litauischen Kommerzbank befand sie sich in gesicherten finanziellen Verhältnissen. Kontakte gab es hauptsächlich zu anderen Deutschstämmigen, die vorwiegend konzentriert in engen Nachbarschaften lebten. Ein Beispiel dafür ist die Dariaus ir Girėno gatvė (Straße), in der viele Verwandte wohnten: Adeles Eltern Karl und Anna Klug (Haus-Nr. 17), Adeles Bruder Albert mit Ehefrau Berta (Nr. 17a), Adeles Schwester Anna Hoffmann mit Sohn Hermann (Nr. 39) und Eduards Bruder Friedrich mit Ehefrau Wanda (Nr. 13). Weitere deutsche Familien, die hier wohnten, trugen unter anderem die Namen Gutkuhn, Räder, Schiller, Kaschel, Unterberger, Wiemer, Grimm.

Die Häuser waren überwiegend aus Holz gebaut, hatten aber einen insgesamt höheren Standard als die Häuser der litauischen Nachbarn. Als besonders

fortschrittlich wird das Albert und Berta Klug gehörende Haus geschildert: Statt der sonst üblichen Holzschindeln trug es ein Blechdach, neben den Kachelöfen gab es eine Elektroheizung, fließend kaltes Wasser und auch eine Spültoilette im Haus. Das Wasser musste allerdings erst mit einer Handpumpe vom Brunnen in einen Behälter auf dem Dachboden gepumpt werden und floss dann nach unten. Zur Ausstattung gehörte auch ein Telefon, das zu jener Zeit eine große Errungenschaft darstellte, bei seiner ersten Benutzung aber großen Schrecken auslöste. Unmittelbar nach der Installation des Apparates wurde Mutter Anna unter dem Vorwand, Sohn Otto sei zu Besuch gekommen, ins Haus geholt. Die Mutter betrat das Wohnzimmer, fand aber Otto nicht vor. Sohn Albert gab ihr den Telefonhörer und als Otto tatsächlich am anderen Ende der Leitung sprach, warf sie den Telefonhörer erschrocken und voll Abscheu mit dem Hinweis von sich, da sei der Teufel drin. Das Telefon gibt Hinweis auf die besondere soziale Stellung von Albert, der Leiter der Litauischen Kommerzbank in Kybartai war. Neben Eduard arbeitete hier auch Alberts Neffe Hermann Hoffmann, und somit war Albert nicht nur Verwandter sondern auch Chef der beiden.

Eduard und Adele selbst hatten ein Haus in der Maironio gatvė, die von der Dariaus ir Girėno gatvė abzweigte, gemietet. Das Haus befand sich in der Nähe der Methodistenkirche, und hier wurden auch die Kinder Gerhard und Helga geboren.

Nachdem Antanas Smetona 1926 als Staatspräsident die Macht übernommen hatte und ein autoritäres Regime führte, wurden die Rechte der Minderheiten zunehmend eingeschränkt. Zum Streitpunkt entwickelte sich die Frage der Sprache. Staatssprache war Litauisch. Im Umgang untereinander aber sprachen die Deutschen ihre eigene Sprache, im Umgang mit Litauern und Russen ebenso selbstverständlich deren Sprachen. In Kybartai verfügte der örtliche Schulinspektor 1928, dass die Unterrichtssprache in der deutschen Schule in Zukunft Litauisch sein müsse. Da aber eine schriftliche Anweisung ausblieb, wurde der Unterricht weiter in deutscher Sprache erteilt. Nach der 1933 erfolgten Absetzung des bisherigen Schulleiters und der Einsetzung eines neuen Schulleiters fand eine fortschreitende Litauisierung der Schule statt. Zu einem offenen Konflikt kam es, als der Schulinspektor den Religionslehrer anwies, auch den für die evangelischen Lutheraner überaus wichtigen und identitätsstiftenden Religionsunterricht in litauischer Sprache zu erteilen. Der Vorsitzende des Elternrats wurde schließlich zu 300 Litas Strafe bzw. drei Wochen Gefängnis verurteilt, weil er die Eltern zum Protest aufgefordert habe. Viele Deutschstämmige in Kybartai befürchteten in dieser Phase der gegen-

seitigen nationalen Aufheizung eine totale Litauisierung und kulturellen Verlust, viele Litauer wiederum fürchteten nichts mehr als eine Germanisierung in allen Bereichen von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft durch die deutsche Minderheit.

Der Streit wurde schließlich auch auf der Straße ausgefochten. So berichtet Kurt Klug, Sohn von Albert Klug und Vetter des Verfassers, der in Kybartai die deutsche Mittelschule besuchte, dass sie auf dem Weg zu ihrer Schule an der litauischen Schule vorbei mussten. Dabei wurden sie häufig von den litauischen Schülern als „Hitlerininkai“ (Hitleristen) beschimpft. Da man diese Ehrverletzung nicht habe hinnehmen können, sei es nicht selten zu Handgreiflichkeiten und Prügeleien gekommen.

Der Konflikt blieb nicht auf die Schule beschränkt. Besonders für die lutherische Kirche, die als „deutsch“ wahrgenommen wurde, ergaben sich Schwierigkeiten, da ein Teil der Pfarrer aus Deutschland kam, keine litauische Staatsangehörigkeit besaß und die litauische Sprache nicht beherrschte. Sie waren zwar in vorwiegend deutschsprachigen lutherischen Gemeinden eingesetzt, ihre Aufenthaltsgenehmigung war aber an die Auflage gebunden, innerhalb von drei Jahren Litauisch zu lernen oder das Land zu verlassen. Besonders starr- und hitzköpfig verhielt sich hier Pastor Karl Eckart, der die Sprache nicht lernen wollte, schließlich aufgab und das Land verließ. Die deutschen Pfarrer standen bei den litauischen Behörden wohl nicht zu Unrecht in Verdacht, von Deutschland aus als Vertreter des Deutschtums in Litauen geschickt worden zu sein.

In der lutherischen Kirche selbst tobten schwere nationale Auseinandersetzungen. Seit 1921 gab es zwar eine kirchliche Selbstverwaltung mit Synodalverfassung, gleichzeitig aber war die Kirche in drei nationale Synoden aufgespalten: die litauische und die deutsche Synode vertraten etwa je 30 000 Mitglieder, und die lettische Synode hatte 15 000 Mitglieder. Die nationalen Konflikte wurden auch in den Synoden, die jeweils unter der Leitung eines geistlichen Seniors standen, ausgetragen und so wuchsen die Empfindlichkeiten innerhalb der Kirche und gleichzeitig das Misstrauen auf der staatlichen Seite.

Zur wichtigsten Organisation neben der lutherischen Kirche entwickelte sich der 1924 gegründete „Kulturverband der Deutschen Litauens“, der im weiteren Verlauf immer mehr an kultureller, sozialer und politischer Bedeutung gewann. Ein besonderes Anliegen dieses Verbandes war der Ausbau des deutschen Schulwesens und der Büchereien, die Vergabe von Stipendien an Schüler und Studenten, aber auch die Veranstaltung von Vorträgen, Familienabenden und

Festen. Mit dem Wachsen der innen- und außenpolitischen Probleme betätigte sich der Verband aber immer mehr auf politischem Gebiet und wurde selbst zum Problem, da er spätestens ab 1936 unter dem beherrschenden Einfluss des Nationalsozialismus in Deutschland stand.

Hitler-Stalin-Pakt 1939

Der Fortgang der Geschichte Litauens wird bestimmt durch Verträge des Deutschen Reiches mit der Sowjetunion und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, der das Ende der Republik Litauen bedeutete. Nach dem am 1.9.1939 ohne Kriegserklärung erfolgten Angriff der Deutschen Wehrmacht auf Polen, erfasste dieser Krieg sämtliche Großmächte des 20. Jahrhunderts und führte zu dem bisher größten und verheerendsten Konflikt in der Menschheitsgeschichte.

Litauen wird zusammen mit Estland und Lettland durch die als Hitler-Stalin-Pakt bezeichneten Verträge zur Manövriermasse machtpolitischer Interessen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und der kommunistischen Sowjetunion. In einem Nichtangriffsvertrag vom 23.8.1939, einem Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28.9.1939 und jeweiligen geheimen Zusatzprotokollen wird Litauen schließlich der sowjetischen Interessensphäre zugeschlagen. Am 15.6.1940 wird Litauen durch sowjetische Truppen besetzt, die nach einer letzten Weisung der litauischen Regierung auf keinen militärischen Widerstand stoßen. Staatspräsident Smetona, der das Land vierzehn Jahre lang diktatorisch regiert und sich selbst als „Führer des Volkes“ bezeichnet hatte, floh nun mit Verteidigungsminister Musteikis über Kybartai heimlich nach Ostpreußen. Die übrige litauische Regierung und Verwaltung schienen wie gelähmt. Viele kooperierten beim Übergang zum neuen Regime, und so wurde Litauen am 3.8.1940 formell zur Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik erklärt.

Heinz Neubacher und Kurt Klug, beide Vettern des Verfassers, waren offensichtlich Zeugen der Flucht von Staatspräsident Smetona. Sie berichten übereinstimmend, in Kybartai habe sich am 15.6.1940 das Gerücht verbreitet, dass an der Grenze zu Eydtkuhnen wohl etwas Besonderes zu erwarten sei, nachdem die Rote Armee bereits mit der Besetzung des Landes begonnen hatte. Sie seien daraufhin zur Grenze gelaufen und hätten am Litauischen Gymnasium drei schwarze Limousinen in einem Tross von anderen Fahrzeugen vorfahren sehen. Die Kolonne habe dort einige Zeit gehalten und sei dann Richtung Grenze weitergefahren. Später wurde bekannt, dass Staatspräsident Smetona das Land verlassen und Aufnahme im Deutschen Reich gefunden habe. Der Übertritt erfolgte allerdings nicht an der offiziellen

Grenzstation Kybartai/Eydtkuhnen. Abseits und ohne Schuhe und Socken durchwatete der „Führer des Volkes“ den Grenzfluss Liepona, um auf die deutsche Seite zu gelangen.

Heinz Neubacher berichtet weiter von einem Vorfall, der sich ein oder zwei Tage danach ereignete. Sein Vater Friedrich Neubacher, Bruder von Eduard, war Inhaber eines Geschäftes für Rundfunkgeräte, Nähmaschinen und Fahrräder. Ein litauischer Mitarbeiter brachte nun zur Aufbewahrung eine Mappe mit verschiedenen Papieren in das Geschäft. Bei näherer Durchsicht wurde deutlich, dass es sich dabei um interne und aktuelle Unterlagen des Kabinetts des außer Landes gegangenen Staatspräsidenten handelte. Vater Friedrich sei sehr erschrocken gewesen, weil er die Brisanz der Papiere erkannte und habe den Mitarbeiter angewiesen, die Unterlagen sofort aus dem Haus zu schaffen. Nicht lange danach seien offensichtlich sowjetische Geheimdienstler erschienen, hätten nach Papieren gefragt und auch im Geschäft danach gesucht, seien aber schließlich ohne Erfolg abgezogen.

Umsiedlung in das Deutsche Reich und Einbürgerung 1941

Mit der Erklärung Litauens am 3.8.1940 zur Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik sind Eduard und Adele Neubacher nun mit ihren Kindern Gerhard und Helga und den anderen Deutschstämmigen von litauischen zu sowjetischen Staatsbürgern geworden. Ihr weiteres Schicksal wird durch die am 10.1.1941 getroffene Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion bestimmt, die u.a. die Umsiedlung von Personen deutscher Volkszugehörigkeit in das Deutsche Reich regelte.

Zuständig für diese Umsiedlung war der Reichsführer SS Heinrich Himmler, den Hitler am 7.10.1939 zum „Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums“ (RKFDV) ernannt hatte. Himmler war damit für das „Heim-ins-Reich-Programm“ verantwortlich, durch das „Volksdeutsche“ aus Estland, Lettland, Litauen, Bessarabien, Wolhynien, der Bukowina und der Dobrudscha, aus Kroatien und Serbien, aus dem besetzten Polen und selbst aus Südtirol umgesiedelt werden sollten, weil ihnen die „Entgermanisierung“ drohe.

Noch im Oktober 1939 wurde auf Befehl Himmlers die „Deutsche Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft mbH.“ (D.U.T.) eingerichtet, die bis Ende 1942 mehr als 800 000 Personen, darunter etwa 50 000 Litauendeutsche, umgesiedelt hatte. Dazu waren schon vor dem Angriff auf die Sowjetunion Polen und Juden aus den für die „Volksdeutschen“ reservierten Gebieten vertrieben oder in Ghettos gesperrt worden.

Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Estland und Lettland erfolgte Ende 1939. Danach bereitete der Kulturverband der Deutschen Litauens auch die Umsiedlung der Deutschstämmigen aus Litauen vor. Werber gingen von Haus zu Haus, um neue Mitglieder zu gewinnen und versuchten zum Teil unter Drohungen die Menschen für den Gedanken der Umsiedlung zu gewinnen. So wurden auch Eduard und Adele Ende 1939 Mitglieder des Kulturverbandes. Eduard war zugleich Mitglied der „Deutschen Mannschaft Litauen“, einer Formation, die in weltanschaulicher und sportlicher Hinsicht besonders geschult werden sollte.

Nach der Besetzung Litauens durch die sowjetischen Truppen im Juni 1940 war der weitaus größte Teil der Deutschstämmigen zur Umsiedlung bereit. Der Kulturverband legte Umsiedlerlisten an und erstellte Unterlagen über das Vermögen der Umsiedlungswilligen für Vermögensverhandlungen mit der sowjetischen Seite. Nachdem die organisatorischen Fragen weitgehend geklärt waren, wurde der Kulturverband aufgelöst und ein deutsches Umsiedlungskommando, das der SS unterstellt war, übernahm ab 23.1.1941 die weitere Arbeit.

Zur Durchführung der Umsiedlung war Litauen verwaltungsmäßig in 17 Ortsbezirke aufgeteilt worden. Kibarten war Ortsbezirk 7 (OB 7), und Eduard war für diesen Ortsbezirk als Kurier beim Deutschen Umsiedlungsstab tätig. Worin diese Tätigkeit im Einzelnen bestand, ist nicht bekannt.

Den Ortsbezirken waren Lager in Lodz (Litzmannstadt), Pommern und auch in Mecklenburg zugewiesen worden. Dorthin erfolgte nun die Umsiedlung mit der Bahn oder im Treck. Da Eduard zum Umsiedlungsstab gehörte, gelangte die Familie wahrscheinlich erst mit dem letzten Bahntransport am 4.3.1941 in das Lager Matzkau bei Danzig, das zur Einwandererzentralstelle (EWZ) Litzmannstadt gehörte.

Die Einwandererzentralstelle war eine SS-Dienststelle des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD (Sicherheitsdienst) und führte zusammen mit „Fliegenden Kommissionen“ das „Durchschleungsverfahren“ aus, an dessen Ende die Frage der Einbürgerung und der weitere Verbleib der Umsiedler entschieden wurden. Innerhalb von mehreren Stunden durchlief jeder Meldestelle, Ausweisstelle, Lichtbildstelle, Gesundheitsstelle, Rassestelle, Siedlungsstelle, Staatsangehörigkeitsstelle und Berufseinsatzstelle. Die Bewertung erfolgte nach den Kriterien der pseudowissenschaftlichen, nationalsozialistischen Rassenlehre. Sie wurde in vier Wertungsstufen vorgenommen und war von entscheidender Bedeutung, ob jemand als O-Fall den Ansprüchen als zukünftiger deutscher Kolonist im Osten genügte oder als A-Fall ins

Altreich als Arbeitskraft gehen musste und vorläufig keine deutsche Staatsangehörigkeit erhielt. S-Fälle (Sonderfälle), zu denen „Fremdstämmige bzw. Angehörige zweifelhaften Volkstums“ gehörten, wurden als Zwangsarbeiter ins Reich abgeschoben. Von den 50 051 Menschen aus Litauen waren nach der Durchschleusung 28 247 (56,4 Prozent) Personen als O-Fälle und 21 804 (43,6 Prozent) Personen als A-Fälle eingestuft. S-Fälle waren 609 Personen. Die Prozedur der Durchschleusung selbst wurde von vielen der Betroffenen als äußerst demütigend empfunden und nicht nur diejenigen, die als A- oder S-Fälle eingestuft wurden, fühlten sich häufig als Menschen zweiter Klasse.

Das Ergebnis der gesundheitlichen und erbbiologischen Prüfung für Eduard und Adele war ohne Befund, der Prüfer für Rasse und Siedlung ordnete sie in die „rassische Wertungsstufe“ III ein. In der Kategorie I fand sich das beste Zuchtmaterial mit insgesamt 453 Umsiedlern: „Rein nordische oder rein fälische Personen, die zudem erbgesundheitlich und leistungsfähig erstklassig sind“. In Kategorie II wurde eingestuft, wer „vorwiegend nordisch oder fälisch“ war. Die Kategorie III bildeten „wenig ausgeglichene Mischlinge“, zu denen Eduard und Adele mit der Hälfte aller Umsiedler gehörten. In Kategorie IV schließlich wurden Personen mit „völlig unausgeglichene Mischlingen“ eingeordnet.

Im Fortgang der Durchschleusung bestätigte die Deutsche Volksgruppe die deutsche Abstammung der Familie Eduard Neubacher, verwies auch auf die volkspolitische Betätigung (Mitglieder des Kulturverbandes, der Deutschen Mannschaft Litauen und führende Tätigkeit im CVJM) und hatte keine Bedenken gegen die Einbürgerung. Minuspunkte gab es wahrscheinlich bei der Staatsangehörigkeitsstelle. Hier wurde nach fünf Wertungsgruppen klassifiziert: Aktiver Kämpfer, Mitläufer auf deutscher Seite, Indifferente (erst nach dem 1.1.1939 dem Kulturverband beigetreten), Mitläufer bei litauischen Parteien und aktive Betätigung gegen deutsche Interessen. Eduard und Adele waren erst am 5. bzw. 4.11. 1939 dem Kulturverband beigetreten und fielen somit in die Kategorie der Indifferenten. Der Einbürgerungsantrag wurde schließlich positiv beschieden und am Ende der Prozedur gab es in die für die Staatsangehörigkeitsstelle vorgesehene Spalte der Karteikarte den Stempel „eingebürgert“ und den weiteren Stempel „Ansetzungsentscheidung O“, das hieß zur Kolonisation des Ostens geeignet.

Mit der Aushändigung der Einbürgerungsurkunde am 9.5.1941 haben damit Eduard Neubacher, seine Ehefrau Adele und die Kinder Gerhard und Helga „die deutsche Staatsangehörigkeit (Reichsangehörigkeit) durch Einbürgerung

erworben“. Eduard und Adele waren als Untertanen des russischen Zaren geboren, wurden 1918 litauische Staatsbürger, 1940 Sowjetbürger und sind ab 1941 deutsche Reichsangehörige. Auf die Frage, was er denn nun eigentlich sei, gab es für Eduard aber nur die eine Antwort: Er sei Nachkomme Salzburger Protestanten.

Über den Aufenthalt im Lager Matzkau ist nur wenig bekannt. Es dürfte aber ähnlich wie auch in anderen Lagern zugegangen sein: Die anfänglich vorhandene Begeisterung und Hoffnung schlug in Ernüchterung und Enttäuschung um. Dazu trug die größtenteils sehr notdürftige Unterbringung bei: eingezäunte Lager, kaum Ausgang, schlechtes Essen und teilweise erniedrigende Behandlung durch das Lagerpersonal, das sich den neuen Volksgenossen weit überlegen fühlte.

Eduard hat in dieser Situation noch Glück. Er erhält eine Arbeit und ist von Anfang April bis Mitte Juni 1941 kurzfristig als Büroangestellter bei der Kreiskasse des Landratsamtes Danzig/Land in Danzig beschäftigt. Gerhard ist in dieser Zeit häufig krank, weint und schreit zeitweilig Tag und Nacht und wird auf beengtem Wohnraum für die Familie und die Mitbewohner zu einer Belastung. Ein Militärarzt in Danzig diagnostiziert schließlich eine Vereiterung des linken Mittelohres. Gerhard wird operiert und ist fortan ein verträgliches Kind. Ohrenscherzen haben ihn aber bis zu einem Alter von 20 Jahren immer wieder geplagt.

Matzkau ist aber noch nicht die letzte Lagerstation. Nach dem am 22.6.1941 erfolgten Angriff der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion wird die Familie im Juli 1941 in das weiter südlich gelegene Lager Konradstein bei Preußisch Stargard in Westpreußen verlegt, wo sie bis Ende September 1942 bleibt. Damit hat sie insgesamt 19 Monate in Lagern verbracht hat. In Konradstein vergrößert sich die Familie: Sohn Günter wird am 25.1.1942 geboren.

Eduard wird in Konradstein zur Wehrmacht eingezogen und leistet von Ende Juni 1941 bis Ende September 1942 Dienst als Dolmetscher für die russische Sprache in einer Funkkompanie der 11. Infanterie Division. Deren Einsatzgebiet reichte von Ostpreußen bis zum Fluss Wolchow und dem Ladogasee in Nordwestrussland. Eduard verbringt die meiste Zeit in einem Funkwagen, wo er Funksprüche der Roten Armee abzuhören und zu übersetzen hat. Nicht ohne Genugtuung berichtete er nach dem Krieg, er habe zwar ein Gewehr besessen, aber nicht einen einzigen Schuss auf einen Menschen abgegeben.

Rücksiedlung nach Litauen 1942

Beim Angriff der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22.6.1941 wird als erstes Land Litauen besetzt. Es gelingen gewaltige Raumgewinne und Ende 1941 stehen deutsche Truppen vor Moskau.

„Lebensraum im Osten“ ist also vorhanden, und so verkündigte der Reichsführer-SS Heinrich Himmler 1942 als Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums: „Die Hauptkolonie unseres Reiches ist aber der Osten: Heute Kolonie, morgen Siedlungsland, übermorgen Reich“. Es ging darum, Siedlungsgebiete für Deutsche zu schaffen und Kolonien einzurichten, die vorwiegend der Ausbeutung von Rohstoffen und Arbeitskräften dienen sollten. Die Deutschen sollten die Oberschicht bilden (Spartiaten), während die Esten, Letten und Litauer Mittelschicht (Periöken) und die Russen Sklaven (Heloten) sein sollten. Der von Himmler in Auftrag gegebene Generalplan-Ost sah eine Germanisierung Litauens vor. Die Litauer, mit Ausnahme derjenigen, die germanische Rassemerkmale aufwiesen, sollten umgesiedelt oder als Arbeitskräfte verwendet werden.

Da es zunehmend Schwierigkeiten bei der Unterbringung und Ansiedlung der insgesamt etwa 800 000 „Volksdeutschen“ im Reichsgebiet und im besetzten Polen gab, wurde in diesem Zusammenhang auch die Rückführung der für die Ostsiedlung tauglichen etwa 30 000 Litauendeutschen (O-Fälle) nicht nur erwogen, sondern auch durchgeführt.

Nach vielen Monaten in den Lagern löste die Aussicht auf Rückkehr bei den meisten jetzt „reichsdeutschen“ Litauendeutschen große Freude aus. Zur Vorbereitung der Rücksiedlung wurde im März 1942 ein SS-Ansiedlungsstab gebildet. Aber die Rückführung nach Litauen verzögerte sich um weitere Monate, weil es Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete (RMO) und dem Himmler unterstellten Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums (RKFDV) gab. Das RMO war für die Einrichtung einer Zivilverwaltung in Litauen zuständig, die Rückführung selbst jedoch Aufgabe des RKFDV. Bis Ende 1942 wurden etwa 3 500 Bauernfamilien mit fast 17 000 Personen auf Höfen von durchschnittlichen 24 Hektar Größe angesiedelt. Nach einem Bericht vom November 1943 waren schließlich 28 000 Rücksiedler nach Litauen gekommen, von denen mindestens 5 000 für die städtischen Bereiche bestimmt waren. Diese wurden zumeist in der deutschen Verwaltung und in Ämtern eingesetzt oder arbeiteten als Verwalter von Betrieben und als Selbstständige. Die Bezahlung der Deutschen entsprach den Löhnen und Gehältern in Deutschland. Den deutschen Stadtbürgern standen eigens eingerichtete Geschäfte und Restaurants

zur Verfügung, wo sie ohne Schlange zu stehen bedient wurden. Litauer wurden hier nicht hineingelassen. Ebenso durften Deutsche nicht bei Litauern beschäftigt werden und sollten in keiner Weise litauischen Dienststellen unterstehen oder von ihnen Anweisungen annehmen. Für sie als Teil der deutschen Herrschaft waren ausschließlich deutsche Behörden zuständig.

Die von den nationalsozialistischen Instanzen geprägten Begriffe „Umsiedlung“, „Rücksiedlung“ und „Ansiedlung“ klingen neutral, und die ersten Rücksiedler wurden nach der sowjetischen Zeit von vielen Litauern freundlich aufgenommen. Die Rücksiedlung war aber keine Wohltat an heimwehkranken Umsiedlern oder Wiederherstellung alter Besitzansprüche, sondern wohlüberlegt eingeleitete Germanisierung und Kolonisierung Litauens. Die Einstellung in Litauen schlug deshalb um, als man die Sonderstellung der Kolonisten und die damit verbundenen wahren Ziele des Deutschen Reiches erkannte. Die meisten Bauern kamen nicht auf Höfe zurück, die sie zuvor als Eigentum bewirtschaftet hatten, sondern wurden auf neu zugeschnittenen Höfen angesiedelt, die nicht in ihr Eigentum übergingen. Der Ansiedlung vorausgegangen waren Gewaltmaßnahmen wie Vertreibung, Enteignung und Mord an der ansässigen Bevölkerung.

Wehrmacht, deutsche Zivilverwaltung, SS und litauische Selbstverwaltung, die unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen gebildet worden war, entwickelten ein System von hoher Effektivität. In der litauischen Selbstverwaltung galten Kommunisten, Polen, Russen und Juden als Feinde, und so war sie zur Kollaboration mit den deutschen Besatzern bereit. Für die deutsche Kolonisation Litauens mussten schätzungsweise 20 000 Litauer, Polen und Russen ihre Höfe verlassen, wobei bei der Enteignung der Litauer Zurückhaltung geübt wurde, um Widerstand in der Bevölkerung zu vermeiden. Große Schwierigkeiten gab es auch bei der Ansiedlung der städtischen Bevölkerung, da kein ausreichender Wohnraum zur Verfügung stand. So ließ die deutsche Zivilverwaltung in Kaunas Wohnungen räumen. In einer „Aktion gegen Polen“ wurden allein Ende Januar 1943 etwa 150 Familien vertrieben, was heftige Proteste der Litauer hervorrief, weil nicht alle Evakuierten rein polnischer Abstammung gewesen sein sollen, sondern eher dem litauischen Volkstum zuzurechnen waren.

Verhängnisvoll und todbringend für den jüdischen Bevölkerungsteil war das Zusammenwirken der deutschen Besatzer mit der litauischen Selbstverwaltung. Hier traf der eher rassistische Antisemitismus der Nationalsozialisten, der die Juden als minderwertig klassifizierte, auf den nationalistisch ausgerichteten Antisemitismus vieler Litauer, der die Juden als fremd und feindlich innerhalb

der litauischen Nation brandmarkte. Die Schwelle zum Mord war niedrig und wurde noch dadurch herabgesetzt, dass Aussicht auf Raub und Verteilung jüdischen Eigentums bestand. Diese Aussicht wurde zu einem wichtigen Bindemittel zwischen der Besatzungsmacht und der Bevölkerung des besetzten Landes.

Es steht außer Frage, dass die Verantwortlichen und Täter bei dem Massenverbrechen in erster Linie Deutsche in der Zivilverwaltung, der SS und der Wehrmacht waren. Ziel war die totale Vernichtung der Juden. Außer Frage steht aber auch die Kollaboration von Teilen der litauischen Bevölkerung und der litauischen Selbstverwaltung, und so waren litauische Polizei und Hilfspolizei in hohem Maße an den Pogromen und Massenerschießungen ihrer jüdischen Mitbürger beteiligt. Die litauischen Einheiten wurden deutscherseits als „Hilfspolizei“ und „Schutzmannschaften“ bezeichnet, um den Eindruck eigenständiger litauischer Staatlichkeit zu vermeiden.

Am 22.6.1941 hatten deutsche Truppen Litauen besetzt. Bereits zwei Tage später fanden hinter der deutsch-litauischen Grenze die ersten Massenerschießungen von Zivilisten, jüdischen Männern und Kommunisten statt, an denen von Beginn an auch litauische Erschießungskommandos teilnahmen. Erste Massaker wurden in Gargždai, Kretinga, Palanga und Tauragė verübt, aber auch in Kybartai und Virbalis. Viele weitere Orte folgten, und systematisch und flächendeckend wurden ganze jüdische Gemeinden und Städtchen ausgelöscht. Verantwortlich für die Pogrome und Massenerschießungen war das SS-Einsatzkommando 3 unter Standartenführer Karl Jäger, Kommandeur der Sicherheitspolizei (Sipo) und des Sicherheitsdienstes (SD) im besetzten Litauen. Akribisch führt er in einem Bericht 71 Städte und Dörfer auf, in denen Exekutionen stattfanden, er gibt die Opferzahlen für jeden Monat an und spezifiziert diese nach Juden, Jüdinnen und Judenkindern. Am 9. Februar 1942 meldet er an seine vorgesetzte Dienststelle in Riga die Gesamtzahl von 138 272 Exekutionen, davon 55 556 Frauen und 34 464 Kinder. In diese Zahlen sind 1 851 Personen einbezogen, die nach Kommunisten, Partisanen, Geisteskranke, Polen, russische Kriegsgefangene, Zigeuner, Armenier unterschieden werden. Er meldet, dass es in Litauen keine Juden mehr gebe außer 34 500 „Arbeitsjuden“ und deren Familien. Die habe er „ebenfalls umlegen“ wollen, das sei ihm aber von der Zivilverwaltung und der Wehrmacht untersagt worden. Zur besseren Ausbeutung der „Arbeitsjuden“ waren Landghettos eingerichtet worden. Hinzu kamen drei große Ghettos in Vilnius, Kaunas und Šiauliai, die im weiteren Verlauf in Konzentrationslager umgewandelt wurden.

Bei Kriegsende 1945 waren 200 000 litauische Juden ermordet, nur 8 000 überlebten das Grauen verstreut in ganz Europa.

Vor diesem Hintergrund sind die Monate der Rücksiedlung der Litauen-deutschen von Mitte Juni 1942 bis zur Evakuierung im Juli 1944 zu sehen, die von vielen als besonders glückliche Zeit wahrgenommen wurde, aber wohl eher die Ruhe im Auge eines Taifuns darstellte.

Die meisten Juden waren bereits ermordet, als die ersten Rücksiedler ihre Höfe beziehen durften. Zuerst kehrten die Männer zurück, um notwendige Reparaturen vorzunehmen, später folgten auch die Familien.

Mit der Rücksiedlung waren zwei der SS unterstehende Organisationen in Kaunas beauftragt: Ein SS-Ansiedlungsstab war für den „bäuerlichen Sektor“ zuständig, während für den „nichtbäuerlichen Sektor“, für Vermögens- und Finanzierungsfragen die Deutsche Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft mbH (D.U.T.) beauftragt war.

Eduard wird im September 1942 zur Rücksiedlung aus der Wehrmacht entlassen und ist von Oktober 1942 bis Juli 1944 als Sachbearbeiter bei der D.U.T., Nebenstelle Kauen, beschäftigt.

Die Familie folgt Eduard wohl erst Anfang 1943 nach Kaunas, da hier zunächst kein Wohnraum vorhanden ist. So sind auch die Familien Rumschewitsch (Anna R. ist Schwester von Eduard) und Neubacher einige Wochen lang in einer gemeinsamen Wohnung untergebracht. Später zieht Eduard mit Adele und Kindern in ein komfortables Holzhaus in der Donelaičio gatvė (Straße) 7. Hier wohnen sie zusammen mit Mathilde Klug (Schwester von Adele) und deren Tochter Erika Klug. In der gleichen Straße haben auch Adeles Schwester Anna Hoffmann mit Sohn Hermann und Adeles Mutter Anna mit Tochter Martha Klug eine gemeinsame Wohnung, während Adeles Bruder Albert mit Familie in der Kęstučio gatvė 50a wohnt. Die Familien Neubacher, Klug, Rumschewitsch und auch viele andere rückgesiedelte Familien hatten hier und in anderen Straßen bevorzugte Wohnungen. Wer waren die Menschen, die damals den deutschen Familien weichen mussten? Welches Schicksal haben sie erlitten?

Anmerkung: Donelaičio gatvė und Kęstučio gatvė sind nördliche bzw. südliche Parallelstraße zur Laisvės alėja, die von der Altstadt als schnurgerade breite Lindenallee über 1,5 Kilometer bis zur wuchtigen ursprünglich russisch-orthodoxen Garnisonskirche („Sobor“) führt. Die Laisvės alėja ist bis heute Prachtstraße mit vielen Geschäften, Restaurants und Straßencafés.

In Kaunas wird Ilse am 10.2.1944 geboren, und in Kaunas beginnt die

Erinnerung des Verfassers an eine für ihn schöne Zeit, die eine schöne Zeit auf Kosten anderer war. Im Gedächtnis geblieben sind fröhliche Spaziergänge mit Mutter Adele, den Geschwistern Helga und Günter und Ilse im Kinderwagen unter den Linden der Laisvės alėja. Beeindruckend waren das moderne Postgebäude und das Kriegsmuseum mit zwei bronzenen Löwen am Eingang. Im Kriegsmuseum faszinierte die Vitrine mit Erinnerungsstücken der im Juli 1933 abgestürzten Atlantikflieger Steponas Dariaus und Stasys Girėnas und den Trümmern ihres Flugzeuges. Unvergessen sind auch die Fahrten mit der Drahtseilbahn (Funiculaire) auf den Grünen Berg, bei denen der Ausblick vom Platz vorne neben dem Fahrer vor allem bei der Talfahrt ein schauriges Gefühl hervorrief. Es gibt aber auch verstörende Erinnerung an das nahende Unheil. Bei einem Spaziergang in der Nähe des Kriegsmuseums sahen wir, wie Menschen unter Schreien und Schlägen auf zwei Lastwagen getrieben wurden. Adele wollte mit uns Kindern sofort weg und als ich fragte, was da geschehe, sagte sie: „Lasst uns schnell gehen, das sind ganz arme Menschen.“ Es mögen Juden oder Zwangsarbeiter gewesen sein, die hier verladen wurden. Schock und panische Angst auslösend war auch das Heulen der Alarmsirenen bei nächtlichen Fliegerangriffen. Wir wurden Hals über Kopf aus dem Schlaf gerissen, hasteten in einen nahe gelegenen Bunker und warteten in stickiger Enge auf das erlösende Entwarnungssignal.

Evakuierung nach Westpreußen (Lienfelde) 1944

Das Ende in Kaunas kam schnell, als Litauen in wenigen Wochen von der sowjetischen Roten Armee überrannt und Kaunas am 29. Juli 1944 aufgegeben wurde. Dazu schreibt Anna Rumschewitsch in einem Brief an den Verfasser: „Aber allzu lange dauerte die Freude (in Kaunas) nicht. Voller Angst und Grauen kam die Ostfront immer näher. Am achten Juli war es dann wieder soweit, dass wir in aller Eile alles liegen und stehen lassen, nur mit dem kleinsten Gepäck flüchten mussten. In Güterwagen wurden wir verladen, und diesmal bis Westpreußen gebracht und bei Bauern untergebracht.“ Es handelte sich um ein Gut in Burggraben bei Danzig. Mütter mit Kindern waren schon einige Tage vorher evakuiert worden, und so gelangt Adele mit den Kindern Gerhard, Helga, Günter und Ilse und in Begleitung ihrer Schwester Mathilde auf ein Gut in Lienfelde im Kreis Berent, Westpreußen.

Mit der Evakuierung der Deutschen aus Litauen endete die 1942 begonnene Kolonisation des Ostens. Für die Familien Neubacher, Grubert, Klug bedeutete das den endgültigen Verlust ihrer Heimat in Ostpreußen und Litauen. Hier hatten ihre Vorfahren seit der Emigration aus Salzburg 1731/32 mit ihren Nachbarn in einem traditionell freundlichen Verhältnis mit gegenseitiger

Akzeptanz gelebt.

Als Nachkommen dieser protestantischen Siedler waren sie am Ende nationalsozialistischem und menschenverachtendem Größenwahn aufgesessen, waren nicht nur Opfer, sondern auch Täter, wenn sie sich an Unrecht beteiligten oder Unrecht nicht widerstanden. Die Frage nach Schuld und Versagen schmerzt bis heute und kann nur individuell beantwortet werden. Eduard und Adele waren keine fanatisierten Nationalsozialisten. Auch nach der Einbürgerung haben sie weder der NSDAP noch einer SS-Gliederung als Mitglieder angehört. Eduard aber hat in Kaunas bis zum Ende im Juli 1944 bei der der SS unterstehenden DUT als Büroangestellter gearbeitet. Seit der Einbürgerung 1941 war er zudem Mitglied der Deutschen Arbeitsfront (DAF), einem der NSDAP angegliederten Einheitsverband, der 1933 nach Auflösung der Gewerkschaften gebildet worden war. War das der Preis dafür, dass er bis zum Schluss unabkömmlich war und nach der Rücksiedlung vom Kriegseinsatz verschont blieb?

Eduard und Adele waren offenbar blind gegenüber dem, was um sie geschah und als die Einsicht dämmerte, war kein Entkommen mehr aus dem Strudel.

Leben auf einem Gut in Lienfelde/Westpreußen 1944 bis 1945

Von Juli 1944 bis Juli 1945 lebt die Familie nun zusammen mit Adeles Schwester Mathilde auf einem Gut in Lienfelde, wo sie mit dem Nötigsten versorgt ist und wohl auch keine Not leidet. Eduard wird in Westpreußen als Notdienstverpflichteter zu Schanzarbeiten und Schaufeln von Panzergräben, die die Rote Armee aufhalten sollen, eingesetzt. Doch die Rote Armee lässt sich dadurch nicht aufhalten, und so wird eilig die Flucht vorbereitet. Am 6.3.1945 will Eduard abends noch einmal nach den beiden für die Flucht vorgesehenen Pferden schauen und den gepackten Wagen kontrollieren. Er findet plündernde Russen vor: Die Rote Armee ist in Lienfelde einmarschiert und macht Beute. Die Familie versteckt sich im Keller des Hauses, der Kellerabgang in der Küche wird mit einem Teppich verdeckt. Russische Soldaten finden die Familie erst am nächsten Morgen. Hier habe ich mein schrecklichstes Erlebnis, das mich noch viele Jahre in Albträumen verfolgt hat. Zwei russische Soldaten kommen mit der Waffe im Anschlag die Treppe herunter. Ich verstehe die Worte: „Nehmt sie“ und glaube, sie wollen uns erschießen. Darauf beginne ich in höchster Angst und Panik zu schreien: „Herr Soldatchen nicht schießen, wir sind rein Deutsche!“ Der erste Soldat zögert und der zweite drückt ihm den Lauf der Waffe nach unten und sagt: „Du weißt doch, die drei Tage sind um.“ Dieser Satz des zweiten Soldaten auf der Treppe und seine Haltung hat uns, die wir unter ihm auf Kartoffeln kauerten, wahrscheinlich das Leben gerettet. Die Situation, die sich da abspielte, habe

ich erst viel später verstanden. Der erste Russe hatte nicht „Nehmt sie“ gesagt, sondern „Nemezki“, was auf Russisch „Deutsche“ bedeutet. Der Hinweis des zweiten Soldaten bezieht sich offenbar darauf, dass es den Soldaten der Roten Armee erlaubt war, drei Tage lang zu plündern und diese Zeit war um. Und warum war mir „rein Deutsche“ so wichtig? Habe ich gehäht oder auch gewusst, dass es in jener Zeit für Millionen Menschen den Tod bedeutete, nicht „rein“ Deutsche zu sein?

Unmittelbar nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen herrscht ein anderer Ton auf dem Gut in Lienfelde. Die Deutschen, die bisher alle Anordnungen auf dem Hof erteilten, sind buchstäblich über Nacht zu Befehlsempfängern geworden. Ein polnisches Ehepaar, das auf dem Hof gearbeitet hatte, wird zur Verwaltung eingesetzt und bezieht die Verwalterwohnung. Gewalt wird nicht ausgeübt, aber die Frau des Verwalters lässt ihre Überlegenheit spüren. Sie gibt sich vornehm und spricht mit ihren Söhnen, von denen einer Rascius heißt, in Gegenwart anderer deutsch. Unvergessen ist ihr durchdringender Ruf zum Mittag über den ganzen Hof: „Rascius kumm essa!“

Das eigentliche Sagen auf dem Hof aber hatte sowjetisches Militär, das den Gutsbetrieb überwachte. Adele wurde zum Hüten der Kühe und zum Melken eingeteilt. Ich war ihr ständiger Begleiter, während Tante Tille sich um Helga, Günter und Ilse kümmerte. Milch war für die Versorgung der Familie lebenswichtiges Nahrungsmittel, und so versuchte Adele beim Melken Milch in einem unter den Rock gebundenen Gefäß abzuzweigen. Als sie einmal nach dem Melken über den Hof ging, geschah das Missgeschick und Milch tropfte auf den Boden. Ein vorbeigehender junger Offizier sagte lediglich lachend: „Passen Sie auf, das Eimerchen tropft.“ Von diesem menschenfreundlichen Soldaten und ihrem fast tödlichen Schrecken hat Adele immer wieder erzählt. Gewalttätigkeiten während der Flucht scheint sie nicht erlitten zu haben, sie hat jedenfalls nie darüber berichtet. Wir vier Kinder im Alter zwischen ein und sechs Jahren erregten häufig die wohlwollende Aufmerksamkeit sowjetischer Soldaten, und besonders Günter gelang es immer wieder, beschützende Gefühle zu wecken.

Eduard wird am 18.3.1945 in Lienfelde als Zivilperson von sowjetischen Soldaten gefangen genommen. Er wird mehrfach verhört und gelangt in Fußmärschen mit anderen Gefangenen über Schöneck, Preußisch Stargardt und Graudenz am 11.4.1945 schließlich nach Deutsch-Eylau. Hier werden sie am 22.4.1945 auf Güterwagen verladen und treffen nach fünftägiger Fahrt auf dem Güterbahnhof Gubernija in Šiauliai in Litauen ein. Sie werden in einem

Kriegsgefangenenlager untergebracht, wo sie bis zum 19.9.1945 verbleiben. In seinen Erinnerungen an die Gefangenschaft beschreibt Eduard das Essen als sehr gut, das Lagerleben selbst aber als sehr eintönig. Da sie während einer mehrwöchigen Quarantäne nicht arbeiten müssen, werden viele Lagerinsassen apathisch und das untätige Liegen im Lager wird zur Qual. Erst hier im Lager nimmt man ihnen die Zivilkleidung und Schuhe ab und gibt ihnen russische Militärkleidung. Die Gefangenen werden schließlich zu Arbeiten auf dem Flugplatz und im Torfmoor eingesetzt. Eduard muss körperlich nicht arbeiten, da er als Dolmetscher fungiert. Den ersten Tag im Moor beschreibt er so: „Dieser Tag ist für mich einer der schönsten Tage im Lager und empfinde ich den Ausgang aus dem Lager als einen Ausflug in Gottes freie Natur. Ich atme die wunderbare Luft in tiefen Zügen und liege im Grase.“

Eduard erkrankt und wird mit Verdacht auf Fleckfieber in das Gefangenenzuhause Lazarett eingeliefert. Später muss er an einem Schweißdrüsenabzess unter dem rechten Arm operiert werden. Lebensbedrohlich aber wird die Situation, als ein Tumor im rechten Hoden festgestellt wird. Unter örtlicher Betäubung wird er von einem deutschen Stabsarzt operiert, und die Heilung verläuft ohne Komplikationen. Noch während seines Aufenthaltes im Lazarett stehen plötzlich Entlassungen aus dem Lager an. Das gesamte Lazarett wird auf die Eisenbahn verladen, und es beginnt eine vierzehn Tage dauernde Fahrt über Kaunas, Insterburg, Allenstein, Thorn, Schneidemühl und Berlin nach Frankfurt/Oder, wo sie am 4.10.1945 ankommen und am 6.10.1945 aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen werden.

Ausweisung aus Liniewo (Lienfelde) in Polen und Reise nach Hildesheim Juli/August 1945

Nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht und dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches am 9. Mai 1945 ergibt sich auch für die auf dem Gut in Lienfelde untergebrachte Familie eine neue Situation. Die im Juni 1945 gebildete Regierung der Volksrepublik Polen beginnt sofort mit der Ausweisung der Deutschen aus den durch die Siegermächte Sowjetunion, Vereinigte Staaten und Großbritannien im Potsdamer Abkommen unter polnische Verwaltung gestellten Teile des Deutschen Reiches.

Die „befreite Deutsche“ Adele Neubacher erhält am 9. Juli 1945 einen in Koscierzyna (vorher: Berent) in polnischer Sprache ausgestellten Passierschein zur Fahrt nach Berlin für sie selbst, ihre Kinder Gerhard, Helga, Günter, Ilse und ihre Schwester Mathilde Klug. Die Genannten haben das Recht, ohne Bezahlung die Eisenbahn zu benutzen. Am folgenden Tag bestätigt der Gemeindevorsteher von Liniewo (vorher: Lienfelde) die Abmeldung der sechs

Personen mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass sie sich auf die andere Seite der Oder begeben. Die Fahrt nach Berlin erfolgte zum Teil in Güterwagen, dabei ist mir eine bis heute gespenstisch wirkende Situation im Gedächtnis geblieben. Auf der offenen Ladefläche sitzen vor allem Frauen mit ihren Kindern. Es ist eine warme Sommernacht mit hellem Mondschein, als in unmittelbarer Nähe die schwarze Silhouette einer Burgruine vorbeizieht.

Einige Frauen beginnen zu weinen. Auf meine Frage nach dem Grund bekomme ich lediglich zur Antwort: „Das ist doch die Marienburg.“ Ich habe nicht weiter gefragt und erst viel später begriffen, dass der Anblick der zerstörten und ausgebrannten Burg an der Nogat, einst Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens und von den Nationalsozialisten als Symbol der Herrschaft über den Osten ideologisiert, den Frauen wohl die Endgültigkeit der Katastrophe bewusst gemacht hat.

Die Fahrt führt nach Berlin-Pankow im Sowjetischen Sektor von Berlin. Hier bleibt die Familie einige Tage und erhält am 17. Juli 1945 vom Bezirksamt Pankow eine Reisebescheinigung zur Durchreise nach Hildesheim. Nur wenige Wochen nach dem Zusammenbruch gibt es offenbar wieder eine funktionierende deutsche Verwaltung im weitgehend zerstörten Berlin. Die Reisebescheinigung ist mit einer Schreibmaschine geschrieben, trägt die Unterschrift des Bezirksbürgermeisters von Berlin-Pankow und einen Stempel mit der Aufschrift „Magistrat der Stadt Berlin“. Neben dem maschinenschriftlichen deutschen Text befindet sich handschriftlich die russische Übersetzung.

Das neue Ziel Hildesheim wird am 5. oder 6. August 1945 erreicht. Hier wohnt in der Scheelenstraße 5 Auguste Lukat, eine Schwester von Adele. Hildesheim war als Anlaufpunkt für die Familien Klug und Neubacher nach dem Krieg vereinbart worden. Sorgen bereitete der Übergang von der sowjetischen in die britische Besatzungszone, in der Hildesheim nun lag. Um nicht zum Schluss noch zurückgehalten zu werden, wird eine offizielle Übergangsstelle vermieden und Adele und ihre Schwester Mathilde wählen deshalb mit uns Kindern einen unbewachten und grünen Grenzübergang durch Felder und Wiesen. Wir haben wohl bereits die britische Besatzungszone erreicht, da bemerkt Mutter Adele etwas Verdächtiges und beginnt zu schreien: „Da steht ein Engländer. Herrje, herrje, wir haben den Russ überlebt, und jetzt wird uns der Engländer erschießen.“ Der Engländer stellte sich als Eckpfosten der Einzäunung einer Rinderweide heraus, dessen seitliche Abstützungen wie Arme aussahen, und schon war die Schreckgestalt eines grausamen, englischen Soldaten entstanden. Der Übertritt von der sowjetischen in die britische Besatzungszone erfolgte am südwestlichen Harzrand zwischen den Orten Hollbach und Pöhlde. Das

Bezirksamt Berlin-Pankow hatte nicht nur die Reisebescheinigung für Hildesheim ausgestellt, sondern auch einen „Verpflegungsausweis für Flüchtlinge“, der nach jedem Verpflegungsempfang unterwegs abzustempeln war. Und so war denn Hollbach im Kreis Grafschaft Hohenstein am 3. August 1945 der letzte Ort in der sowjetischen Zone und Pöhlde im Kreis Osterode Harz am 4. August 1945 der erste Ort in der britischen Zone, in dem die Familie verpflegt wurde. Bereits am 6. August 1945 gab es dann die ersten Lebensmittelkarten vom Ernährungsamt Hildesheim. Die „Bahnreise“ von Lienfelde über Berlin bis Hildesheim war damit nach fast vier Wochen beendet und ein neuer Lebensabschnitt konnte beginnen.

Hildesheim selbst war durch Bombenangriffe weitgehend zerstört, und so besteht die Scheelenstraße, in der Auguste Lukat wohnen sollte, nur noch aus für jedes Haus bereits zusammengeräumten Trümmern. Es gibt aber ein Hinweisschild mit neuer Anschrift, und Tante Auguste ist gar nicht hoch erfreut, als sie fünf erschöpfte Gestalten und einen wund gelegenen Säugling im Kinderwagen vor der Tür stehen sieht. Ein längeres Verbleiben in Hildesheim ist nicht möglich, und so treten wir am 10. August 1945 den letzten Fußmarsch in das uns zugewiesene und 20 Kilometer entfernte Adenstedt unter erleichterten Bedingungen an: Ilse wird wie bisher im Kinderwagen gefahren und die Rucksäcke, die wir von Lienfelde bis Hildesheim alle selbst getragen haben, ziehen wir in einem Handwagen hinter uns her. Den Handwagen hatte Tante Auguste besorgt und uns gute Fahrt gewünscht.

Das Geschehen hier noch einmal im Überblick:

Von Juli 1944 bis August 1945 hatten wir in teilweise abenteuerlichen Etappen vorwiegend mit der Eisenbahn eine Strecke von mehr als 1 200 Kilometern zurückgelegt. Als Flucht im eigentlichen Sinne kann diese „Reise“ allerdings nicht bezeichnet werden, da sie in allen Abschnitten von Verwaltungsakten begleitet war. Im Juli 1944 waren wir auf Anordnung deutscher Behörden von Kaunas in Litauen über Ostpreußen nach Lienfelde in Westpreußen evakuiert worden. Im März 1945 sollte von Lienfelde aus unsere Flucht mit Pferd und Wagen weiter in Richtung Westen beginnen. Da wir aber in der Nacht vor Abfahrt unseres Trecks von der Roten Armee überrollt wurden, fanden wir uns am Morgen in Polen wieder. Im Juli 1945 erfolgte aufgrund eines polnischen Verwaltungsaktes unsere Ausweisung aus Polen verbunden mit der Erlaubnis zur kostenlosen Benutzung der Eisenbahn nach Berlin. Ebenfalls noch im Juli 1945 erhielten wir in Berlin eine amtliche, nunmehr wieder deutsche Reisebescheinigung mit einem Verpflegungsnachweis zur Fahrt nach Hildes-

heim und wurden von hier auf amtliche Anordnung weiter nach Adenstedt geschickt. Eine selbst noch im Chaos funktionierende Verwaltung kann Leben retten.

Neues Zuhause 1945: Adenstedt

In Adenstedt erfolgt die Einweisung durch Pastor Rudolf Vogel und Gemeindedirektor Karl Schünemann (Am Thie 14) in das Haus des Landwirts Karl (genannt Konrad) Klages, Hausnummer 36. Pastor Vogel und Schneider Schünemann galten als „unbelastet“ und waren von der britischen Militärverwaltung mit der Verteilung der Flüchtlinge in Adenstedt beauftragt worden. Die Familie ist erst einmal gerettet, hat ein festes Dach über dem Kopf und erholt sich allmählich. Kritisch ist allerdings der Zustand von Ilse, die jetzt eineinhalb Jahre alt ist. Durch die langen Fahrten im Kinderwagen hat sie sich wund gelegen, und es dauert Wochen bis die Haut abheilt.

Nur gut zwei Monate nach der Ankunft in Adenstedt gibt es eine große Überraschung. Es ist der Abend des 16. Oktober 1945, die Haustür ist verschlossen, und vom Hof aus wird an das Fenster geklopft. Da es bereits dunkel ist, wird nur zögernd die Tür geöffnet und da steht unangekündigt Erika Klug, die Tochter von Tante Mathilde. Nach kurzer freud- und tränenreicher Begrüßung sagt Erika, sie habe einen besonderen Gast mitgebracht, der noch draußen stehe. Die Tür wird erneut geöffnet, und der aus sowjetischer Gefangenschaft entlassene Eduard tritt ein. Die Freude und der Jubel kennen nun keine Grenzen mehr.

So hat Eduard diese Situation später selbst beschrieben: „Endlich stehe ich vor dem Haus, in dem meine Lieben wohnen. Erika geht hinein und bereitet meine Frau auf mein unerwartetes Kommen vor. Währenddessen stehe ich unter dem Fenster und lausche den ach so lang entbehrten Lauten meiner Lieben. Tränenden Auges trete ich in die Stube. Die Wiedersehensfreude lässt sich nicht beschreiben und kann nur erlebt werden. Nun bin ich wieder daheim bei meinen Lieben und danke Gott täglich, dass er mein Schicksal und das meiner Familie so wunderbar in diese Bahn geleitet hat.“

Im Zusammenhang ergibt sich folgender zeitlicher Ablauf: Wie oben (S. 21) dargestellt, war Eduard am 6. Oktober 1945 in Frankfurt/Oder aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen worden. Als Ziel hatte er Hildesheim angegeben, und so wird er in einem offenbar neu zusammengestellten Bahntransport nach Berlin-Staaken gebracht. Hier erfolgt nach erneuter Registrierung die Aufnahme in ein britisches Lager zur Weiterfahrt in die britische Zone. Unter militärischer Begleitung geht die Fahrt zum britischen Entlassungslager Munsterlager und von dort in das britische Verteilungslager in einer Ziegelei in Ochtersum

bei Hildesheim. Hier erhält er einen am 13. Oktober 1945 ausgestellten Entlassungsschein, darf am 16. Oktober 1945 das Lager verlassen und ist noch am gleichen Abend in Adenstedt. Den Aufenthaltsort der Familie hatte er bei Schwägerin Auguste Lukat in Hildesheim erfahren. Dort traf er auf Erika Klug, die auf der Suche nach ihrer Mutter Mathilde war und ebenfalls Auguste Lukat als Anlauf- und Auskunftsstelle gewählt hatte. Sie fahren gemeinsam mit der Bahn nach Harbarnsen und stehen eine halbe Stunde später vor dem Haus ihrer Familie in Adenstedt.

Der Abend des Wiedersehens hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben, und ist in der Erinnerung immer noch ganz frisch gegenwärtig. Nachdem sich Jubel, Freude, Tränen und Lachen ein wenig gelegt hatten und der erste Hunger gestillt war, packte Eduard Geschenke aus, die er in selbst genähten Säckchen aus Uniformstoff mitgebracht hatte. Ich erhielt einen Beutel mit Schachfiguren, die er in Gefangenschaft geschnitzt hatte und das Versprechen, er werde mir das Schachspielen beibringen. Ein weiterer Beutel enthielt etwas merkwürdig bleich aussehende rechteckige Kekse, die Eduard zuletzt als Verpflegung im britischen Lager Ochtersum erhalten hatte. Wir Kinder bissen begierig hinein, spuckten aber gleich wieder aus: Die Kekse waren salzig, hatten aber nach unserer bisherigen Erfahrung süß zu sein. Es war unsere erste Begegnung mit der nun beginnenden britischen und amerikanischen Zeit.

Für nunmehr sieben Personen (Adele und Eduard mit Kindern Gerhard, Helga, Günter, Ilse und Mathilde Klug) reicht der einzige Raum der Familie im Haus des Landwirts Klages nicht mehr aus, und so erfolgt wenige Tage später die Einweisung zu den Landwirten Frieda und Albert Gerves an der Hauptstraße (Hausnummer 106, jetzt Alfelder Straße 5). Da wir die ersten Flüchtlinge im Dorf waren, bedeutete unsere Einweisung für Gerves offenbar eine Katastrophe und entsprechend war die Reaktion. Unsere bisherige Hauswirtin Klages berichtete von einer Begegnung mit Frieda Gerves, nachdem diese von unserem verfügbaren Umzug erfahren hatte: „Nein, nein, was die Frieda düll, so düll habe ich die Frieda noch nie gesehen.“ Wir erhalten immerhin Betten und Stroh für die Strohsäcke und richten uns allmählich ein. In allem Elend und bei der offen gezeigten Ablehnung der ehemaligen Volksgenossen und jetzigen Flüchtlinge durch die meisten Bewohner des Dorfes erweist sich Frieda Gerves nach der Verarbeitung des ersten Schocks als Glücksfall für die ganze Familie. Große Hilfsbereitschaft und Güte zeichnen sie über alle Jahre des Zusammenlebens in ihrem Haus aus. Wir Kinder nennen sie „Omma“ oder „Omma Gerves“ und sprechen von ihr auch heute noch in liebevoller und dankbarer Erinnerung.

Im Gegensatz dazu erleben wir ihren Ehemann Albert Gerves. Er wirkt wie ein verbitterter Mann mit meist finsterem Gesichtsausdruck: Die nationalsozialistischen Illusionen vom stolzen germanischen Bauern sind zunichte geworden. Von den beiden Söhnen ist Karl-Heinz im Krieg gefallen und Sohn Albert in amerikanischer Gefangenschaft. Ganz offensichtlich mag er uns Kinder nicht, macht uns Angst und vertreibt uns von den schönsten Plätzen des Hofes. Er schmiert Teer auf Tore und Pforten, die wir als Karussellersatz zum Schwingen benutzen und droht manchmal mit der Pferdepeitsche, aber schlägt uns nie. „Omma“ dagegen lässt uns in Hof, Stall und Scheune spielen und warnt uns, wenn „Oppa“, der von uns abwertend „der Alte“ genannt wird, vom Feld zurückkehrt. Sie versorgt uns heimlich mit Vorräten aus Speise- und Würstekammer, bringt Buttermilch zum Baden für Iises Wunden und Schmalz, um es als Heilmittel bei Mumps auf unsere verbogenen Kindergesichter zu streichen.

Die folgenden drei Jahre waren zwar von Not und Mangel geprägt, aber im Gegensatz zu vielen anderen Familien im Dorf hatten wir alle überlebt. Unschätzbar war die Hilfe und Fürsorge durch Tante Mathilde, die wir Kinder sehr verehrten. Ohne sie wären Flucht und Vertreibung für uns nicht so glücklich ausgegangen. In den ersten Monaten nach der Ankunft in Adenstedt kümmerte sich Tante Mathilde wie schon zuvor um Kinder und Haushalt, während Adele die täglichen Besorgungen machte und mich auf Touren bis nach Hildesheim mitnahm. Konnten wir für die Hinfahrt noch einen der zunächst nur unregelmäßig verkehrenden Busse benutzen, so mussten wir den 20 Kilometer weiten Heimweg von Hildesheim mehrmals zu Fuß antreten. Adele half über die Strapaze mit dem Versprechen, dass es zu Hause einen großen Topf mit Kartoffelklößen geben werde und ich bis zum Umfallen essen dürfe.

Es traf uns alle hart, als „Tante Tille“ uns schon kurz nach unserer Übersiedlung zu Gerves verließ und zu ihrer Tochter Erika nach Meldorf in Schleswig-Holstein zog. Unter schwierigsten Umständen hat sie uns mehr als ein Jahr lang begleitet und behütet, und Adele hat darunter gelitten, dass sie in der ersten Zeit häufig an Tante Tille gemessen wurde. Vernichtend fiel Günters wütendes Urteil aus: „Tante Tille hat nie so heiß gekocht.“

In Adenstedt selbst wurde es eng. Hatten hier vor dem Krieg etwa 500 Einwohner gelebt, so waren es jetzt mehr als 1 100 Personen. Allein vier mit uns verwandte Familien zogen etwa Mitte 1946 in einer aus 13 Personen bestehenden Flüchtlingskarawane von der Bahnstation Harbarnsen kommend in Adenstedt ein. Diese Familien hatten die Flucht gemeinsam unternommen

und waren zuletzt in einem Flüchtlingslager in Berlin-Spandau angekommen. Dort hatten sie als weiteres Reiseziel den vereinbarten Treff bei Auguste Lukat in Hildesheim angegeben und waren wie wir nach Adenstedt weitergeschickt worden. So kamen nun in unser Dorf Wanda Neubacher (Schwägerin von Eduard) mit Sohn Heinz, Albert Klug (Bruder von Adele) mit Frau Berta und Tochter Ingrid, Anna Rumschewitsch (Schwester von Eduard) mit Sohn Siegfried und Mutter Karoline Neubacher, Albert Schneider mit Frau Meta (Schwester von Wanda Neubacher) und Töchtern Lilli, Renate und Sohn Leo. Paul Rumschewitsch (Ehemann von Anna R.) und Arwid Klug (Sohn von Albert und Berta K.) fanden wenig später ebenfalls den Weg zu ihren Familien. Vermisst blieb Friedrich Neubacher, der Ehemann von Wanda und Bruder von Eduard. Er wurde später für tot erklärt.

In Adenstedt trafen zwei Welten aufeinander: Da waren die Einheimischen, die scheinbar nichts verloren hatten und ohne Mangel lebten und die Flüchtlinge, die meist nichts mehr als ihr Leben gerettet hatten und nun völlig mittellos waren. Es kam zu Reibereien und feindseligen Reaktionen, aber auch unter den Flüchtlingen selbst gab es Konflikte. Die landsmannschaftlichen Unterschiede zwischen der großen Gruppe aus Ostpreußen und der zweiten großen Gruppe der Schlesier waren sehr groß, zumal die Ostpreußen vorwiegend evangelisch und die Schlesier vorwiegend katholisch waren.

Die Hauptsache für uns aber war, dass wir eine feste Wohnung hatten und in den harten Wintern weder frieren noch hungern mussten. Holz kam aus dem Adenstedter Wald, das man beim Forst als Raummeter und auch als Strauchhaufen kaufen konnte. Das Holz wurde von Oppa Gerves mit dem Pferdegespann abgefahren und von Stellmacher Heuerding mit einer motorisierten und fahrbaren Bandsäge auf dem Hof zersägt. Darüber hinaus hatten wir einen Holzleseschein, der für eine geringe Gebühr zum Sammeln von trockenem Holz im Wald berechnete. Die Abfuhr mit dem meist überladenen Handwagen war sehr schwer und wurde immer mühsamer, da der Wald bald leer geputzt war. So fiel schließlich auch mancher junge Baum der Axt zum Opfer. Da Eduard hier im Gegensatz zu anderen nie übertrieb, haben wir auch mehrfache Kontrollen durch eingesetzte Waldhüter mit deren Augenzwinkern überstanden. Die Angst aber saß immer im Nacken.

Hilfe in jener Zeit kam vor allem aus den USA. Wir erhielten eins oder auch zwei der begehrten CARE-Pakete mit Nahrungsmitteln. In den USA hatten sich 22 Wohlfahrtsverbände zu der privaten Hilfsorganisation CARE (Cooperative for American Remittances to Europe) zusammengeschlossen, die durch ihre Hilfsprogramme vielen Menschen das Überleben im zerstörten

Deutschland erleichterte. Aus amerikanischen Beständen stammte auch der Lebertran, den wir in einem großen olivgrünen Kanister erhalten hatten. Lebertran galt als ungemein lebenserhaltend, und so wurde uns Kindern jeden Morgen ein Löffel Lebertran eingetrichtert. Die Erinnerung daran löst auch heute noch einen Würgereiz aus.

Die wertvollste Hilfe über viele Jahre hinweg aber kam von Adeles Freundin Ida Reinke, die nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrer Mutter und Schwester von Litauen in die USA ausgewandert war. Sie schickte zahllose Pakete, die neben Lebensmitteln wie Corned Beef und Schinken in Dosen auch wichtige hygienische Artikel wie Palmolive-Seife und Läusekamm enthielten. Von uns Kindern gefürchtet war ein Klistiergerät, mit dem uns allen Vieren bei Magenverstimmung auf dem Küchentisch liegend gnadenlos Darmeinläufe gemacht wurden.

Besonders begehrt in den Paketen waren auch die Zahlungsmittel jener Zeit: Bohnenkaffee und Zigaretten. Für ein Pfund Kaffee bekam man 500 Reichsmark und für ein Päckchen mit 20 Zigaretten 200 Reichsmark. Die Währung war aber praktisch wertlos, da nach dem Zusammenbruch und der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai 1945 kein Gegenwert mehr vorhanden war. Für die drei westlichen Zonen wurde eine Währungsreform vorbereitet, ließ aber noch auf sich warten. Ein eigentlicher Handel existierte deshalb kaum noch. Für viele Waren brauchte man überdies Bezugsscheine, die allein zum Einkauf berechtigten. Lebensmittel waren rationiert und konnten nur über zeitlich begrenzt gültige Lebensmittelmarken gekauft werden. Da die zugeteilten Rationen zum Überleben kaum ausreichten, blühte ein verbotener, aber doch reger Tauschhandel. Hier waren Bohnenkaffee und Zigaretten die einzig harte Währung. In Erinnerung ist die Erleichterung der Eltern, wenn in einem Paket von Ida Reinke der obligatorische Bohnenkaffee gefunden wurde, denn der sicherte die Versorgung der Familie. So gab es nach meiner Erinnerung für eine Dose mit 500 Gramm Kaffee einen Zentner Mehl beim Müller in Sehem. Dieser lieferte das Mehl zu Bäcker Schünemann in Adenstedt, und wir hatten dann Anspruch auf eine bestimmte Anzahl von Sechspfundbrotten. Wir waren also mit Brot versorgt und brachten durch die Abschöpfungen des Müllers und des Bäckers auch noch den örtlichen Handel in Gang.

Hauptnahrungsmittel waren Kartoffeln, die wir in großen Mengen verzehrten. Gerves bauten Kartoffeln selbst an, lagerten sie im Keller hinter der Küche und hier konnten wir sie bei Bedarf entnehmen. Der Preis pro Zentner betrug 3,40 Reichsmark und war so für uns erschwinglich. Ein Zentner reichte für gut zwei

Wochen und wurde in vielen Variationen zubereitet: Unvergessen sind Kartoffelklöße, Kugelis und Kartoffelwurst. Die Kartoffelklöße, genannt Knödel, waren etwa so groß wie eine mittlere Kinderfaust und mit Schweinegerieben oder Marmelade gefüllt. Für Adele war die Zubereitung häufig eine schmerzhaft Angelegenheit. Eine große Menge Kartoffeln musste geschält und mit der Hand auf einer Reibe gerieben werden. Bei der letzten oder vorletzten Kartoffel geschah dann das fast unvermeidliche Missgeschick: Die Hand rutschte ab und Adele holte sich an der scharfen Reibe blutige Finger. Ursache aber war nicht ihre nachlassende Konzentration am Ende der zeitaufwändigen Arbeit, sondern waren wir „Bälge“, die sich mal wieder gezankt und sie dadurch aus dem Rhythmus gebracht hätten. Der Ärger verschwand aber schnell, wenn sie mit verplasterten Fingern am Tisch saß und in die zufrieden kauenden Gesichter ihrer Familie schaute.

Statt Kartoffeln kam manchmal auch eine große Terrine mit in Salzwassern gekochten Pferdebohnen auf den Tisch, die den Mund schnell austrockneten, von uns aber wie die heutigen Kartoffelchips gegessen wurden.

Fleisch war nur auf Lebensmittelmarken erhältlich und oft von minderer Qualität. In der Nase ist immer noch der Geruch von Hammelfleisch, das beim Essen am Gaumen kleben blieb und einen Würgereiz ähnlich wie Lebertran hervorrief. Fleischlieferanten waren vor allem Kaninchen, die wir in großer Zahl hielten. Schwierig war allerdings das Beschaffen von Futter, da jede noch so kleine Grünfläche schon von anderen genutzt wurde. Selbst alle Grabenränder waren verpachtet, und Eduard hatte nur noch einige Ränder weit außerhalb des Dorfes ergattern können. Jeden Tag aber wurde ein Sack mit Gras und Löwenzahn benötigt. Für das Holen waren Günter und ich zuständig. Wir waren uns nur selten einig, wer aktuell an der Reihe war.

Zwei weitere Gerichte sollen hier noch genannt werden, die auf unterschiedliche Zustimmung stießen. Durch den Fleischwolf gedrehte Schweine- oder Rinderlunge wurde zu flachen Kloppen geformt und in der Pfanne scharf gebraten. Einige von uns ekelten sich, andere von uns aßen diese fast schwarz und wie dicke Kartoffelpuffer aussehenden Gebilde mit großem Genuss. Verhältnismäßig häufig gab es Graupensuppe, bei der die Meinungen ebenfalls sehr auseinander gingen. Meine Liebe zu dieser Suppe nahm jedenfalls damals ihren Anfang und ist bis heute nicht erkaltet.

Als Brotaufstrich dienten lange Zeit bevorzugt Zwetschenmarmelade und Rübensirup. Zwetschen und Äpfel konnte man im Herbst günstig beschaffen. Alle Straßen außerhalb des Dorfes waren alleearmig mit Zwetschen- und Apfelbäumen bepflanzt, die im Herbst zur Aberntung versteigert wurden.

Obwohl Eduard beim Ersteigern eher zurückhaltend und wenig geschäftstüchtig war, reichten die Zwetschen immer aus, um genügend Marmelade zu kochen. Äpfel wurden eingelagert oder zu Apfelmus verarbeitet. Einen besonderen Aufwand erforderte die Herstellung von Rübensirup. Die von Gerves gekauften Zuckerrüben mussten selbst geerntet, gereinigt und zerkleinert werden. Anschließend wurden die Schnitzel im großen Waschkessel in der Waschküche gar gekocht. Nach dem Abkühlen wurde die Flüssigkeit abgepresst und musste anschließend unter stundenlangen ständigem Rühren weiter gekocht werden. Diese Prozedur zog sich bis weit in die Nacht hin, wobei das gleichmäßige, aber ermüdende Rühren von besonderer Bedeutung war, damit der nun langsam dickflüssiger werdende Sirup nicht anbrannte. Während einer solchen nächtlichen Aktion durfte auch ich rühren und dabei kam es fast zu einem verhängnisvollen Unfall: Als ich mich weit über den großen Kessel beugte, verlor ich plötzlich das Gleichgewicht, war schon fast im Sturz in den Kessel und wurde erst in letzter Sekunde zurückgerissen. Wer die Retterin oder der Retter war, weiß ich nicht mehr. Es wäre aber ein heißer und süßer Tod gewesen.

Durch das Wohnen im Dorf und die Hilfe aus den USA war die Ernährungslage für die Familie zwar nicht üppig, aber insgesamt zufriedenstellend. Die Tauschquoten für Kaffee und Zigaretten jedoch wurden immer schlechter, je näher die Währungsreform in den drei westlichen Zonen rückte. Ab Montag, dem 21. Juni 1948, galt statt der bisherigen Reichsmark nur noch die Deutsche Mark als gesetzliches Zahlungsmittel, nachdem am Sonntag pro Kopf der Bevölkerung 40 DM ausgegeben worden waren. Das Wirtschaftswunder nahm seinen Anfang. Für die Familie bedeutete das zunächst eine Ernüchterung. Bohnenkaffee war nun in den Lebensmittelgeschäften erhältlich, wenn auch zu sehr hohen Preisen, stellte aber keine Kostbarkeit mehr dar. Ein Pfund Kaffee brachte jetzt nicht mehr 500 Reichsmark oder die genannten Sechspfundbrote, sondern nur noch 16 DM. Als Eduard nach der Währungsreform noch einmal mit einer Dose Kaffee zum Müller ging, konnte der sich nicht mehr an den noch kurz zuvor üblichen Tausch gegen Mehl erinnern. Besonders hart aber traf es ihn, dass der sonst so überaus freundliche und umgängliche Müller nun auf einmal unwirsch und unfreundlich war.

Aufschlussreich ist nun, wie mit dem neuen Reichtum umgegangen wurde. Die Familie hatte für sechs Personen ein Kopfgeld von 240 Deutsche Mark erhalten, und Eduard hat über die ersten Monate ein genaues Haushaltsbuch geführt. Als Wirtschaftsgeld für die beiden Wochen vom 20.6. bis 3.7.1948 sind 36,50 DM angeführt, und als weitere Ausgaben werden eine elektrische

Zuleitungsschnur mit Stecker für 4,00 DM und ein Nachtopf für 1,95 DM genannt. Am Ende des Monats Juni 1948 sind 55,25 DM ausgegeben, so dass in den Monat Juli mit einem Guthaben von insgesamt 184,75 DM gestartet wird.

Kurios erscheint aus heutiger Sicht die vorrangige Anschaffung des Nachtopfes, die sich nur aus den sanitären Bedingungen im Hause Gerves verstehen lässt. Bei unserem Einzug war uns ein Plumpsklo in einem kleinen Anbau außerhalb des Hauses zugewiesen worden, das wir dann auch Sommer wie Winter bis zum Auszug 1969 benutzen mussten. Weitere Erklärungen erübrigen sich.

Problematisch war auch die Wasserversorgung, für die Gerves zwei eigene Brunnen hatten. Über eine einfache Winde, die durch eine Kurbel mit der Hand betätigt wurde, musste das Wasser mit Kette und Eimer aus den Brunnen geschöpft und ins Haus getragen werden. Besonders knapp wurde das Wasser in dem extrem trockenen Sommer 1947, als die Brunnen praktisch leer waren und kaum noch ausreichend Wasser über Nacht nachfloss. Eines Morgens fand Eduard die Brunnenkurbel mit Kette und Vorhängeschloss blockiert. Auf Nachfrage gab ihm „der Alte“ zu verstehen, dass sein Vieh Vorrang habe und wir jetzt selbst sehen müssten, woher wir Wasser bekommen könnten. Darüber geriet unser Vater derart in Zorn, wie wir es weder vorher noch später je wieder erlebt haben. Mit einem Eisenhebel brach er das Schloss auf und schöpfte Wasser. Albert Gerves war von diesem Gefühls- und Zornesausbruch offensichtlich so beeindruckt, dass er nie wieder die Brunnen blockierte. Grundsätzlich besserte sich die Situation, als in Adenstedt 1949 eine Wasserleitung gebaut und der Ort an die Sösetalsperre im Harz angeschlossen wurde. Auch unsere Küche erhielt einen Wasserhahn und ein Abflussbecken. Bad und Dusche wurden zwar im Haus eingebaut, durften aber nicht von uns benutzt werden. So bedeutete auch das bis 1969: Zum Baden, das vorwiegend am Sonnabend stattfand, wurde Wasser im großen Wäschetopf erhitzt und dann hockten sich sechs Personen nacheinander in eine in der Küche bereitgestellten Zinkwanne. Da das Wasser nicht nach jedem Badenden vollständig erneuert, sondern nur abgeschöpft und ergänzt wurde, waren besonders die ersten Plätze in der Reihenfolge begehrt.

Wie aber sahen nun die Einnahmen und Ausgaben der Familie in den weiteren Monaten nach der Währungsreform 1948 aus? Als Aushilfsarbeiter bei der Firma Friedrich Petrick in Bad Salzdetfurth verdiente Eduard pro Woche durchschnittlich etwa 40,00 DM. Als laufende monatliche Ausgaben werden 20,00 DM für Miete und 4,50 DM für Licht genannt. Für die Fahrkarte mit der

Bahn von Harbarnsen nach Bad Salzdettfurth wurden 6,40 DM gezahlt. Ein Zentner Kartoffeln kostete 4,00 DM und war jetzt teurer als vor der Währungsreform; da hatte er 3,40 Reichsmark gekostet. Für einen Raummeter Brennholz waren 13,50 DM zu zahlen, für einen Zentner Brikett 2,40 DM und für einen Zentner Braunkohle 1,80 DM.

Da von Töpfen bis zu Möbeln ein schier unerschöpflicher Anschaffungsbedarf bestand, war das Geld knapp, und es kam immer wieder zu Engpässen. Immerhin war es eine große Erleichterung, dass wir in dem kleinen von Alwine Schaper und deren Tochter Marga Meier geführten Laden der Lebensmittelkette „Thams“ anschreiben lassen konnten. In der Anfangszeit haben wir uns sehr geschämt, wenn wir zum Einkaufen das Anschreibebuch mitnehmen mussten. Die beiden Frauen aber waren immer freundlich, nie herablassend, und häufig gab es auch noch einen Bonbon („Bolschen“).

Von der neuen Währung wurde als eine der ersten ganz großen Anschaffungen eine Nähmaschine der Marke Gritzner in Ratenzahlung gekauft. Zunächst war nur der eigentliche Maschinenkopf, der per Hand bedient werden konnte, bezahlbar. Einige Monate später kam auch der Nähmaschinentisch hinzu, und erst damit war die Tretnähmaschine voll funktionsfähig. Zuvor schon hatte Adele von der Frau des Posthalters Marhauer eine Nähmaschine geliehen bekommen und konnte so viele Flickarbeiten und auch das Wenden von Kleidern vornehmen. Marhauers hatten die Maschine in großer Hilfsbereitschaft selbst angeboten.

Adele war eine geschickte Schneiderin und nähte fast alle Kleidung für uns Kinder selbst. Stoffe dazu gab es reichlich aus weiteren Paketen aus den USA. Adeles Schwestern Helene Boltz und Berta Genzo, die wie Ida Reinke ebenfalls in die USA ausgewandert waren, schickten vorwiegend Pakete mit Kleidung. Da diese zum großen Teil nicht passte oder einen völlig ungewohnten Modegeschmack zeigte, wurden viele Kleider aufgetrennt und der Stoff zu neuen Schöpfungen verarbeitet. Zum ersten Mal wurden die neuen Kleider beim sonntäglichen Kirchgang getragen, den Vater und Mutter mit vier Kindern in einer Reihe gehend, gemeinsam antraten. Bei Besuchen in Adenstedt bin ich noch in den letzten Jahren wiederholt von älteren Adenstedtern auf diese wohl beeindruckende, für uns Kinder aber zunehmend peinlich werdende Veranstaltung angesprochen worden.

Die Kirche spielte überhaupt eine große Rolle im Leben der Familie, und dazu gehörte eben der Besuch des Gottesdienstes zum Abschluss der Woche. Dabei überraschte, dass kaum Einheimische in der Kirche anzutreffen waren. Die Flüchtlinge hatten also fast freie Auswahl bei den Kirchenbänken. Böses Blut

aber gab es, wenn ein Einheimischer beim Gottesdienstbesuch an einem der größeren Feiertage „seine Bank“ besetzt fand. Die Kirchenbänke waren ursprünglich von den Familien des Dorfes bezahlt worden und die Familien hatten den nun nicht mehr respektierten Anspruch darauf, dort auch zu sitzen.

Prägende und herausragende Person war Pastor Rudolf Vogel. Er gehörte der Bekennenden Kirche an, die in Opposition zu den nationalsozialistisch ausgerichteten Deutschen Christen stand. Wegen kritischer Äußerungen war er von Höckelheim bei Northeim, wo er als Landesjugendpastor für Südhannover arbeitete, nach Adenstedt versetzt worden und wurde hier auch weiter überwacht. Nach dem Tod von Bürgermeister Heinrich Beyes wurden in dessen Unterlagen Spitzelberichte über ihn gefunden. Obwohl Beyes ein aktiver Nationalsozialist war, hatte er die bei ihm abgelieferten Berichte nicht weitergeleitet und so Pastor Vogel wahrscheinlich vor weiteren Maßnahmen bewahrt. Vogels genaue Kenntnis über die persönlichen Verhältnisse und Einstellungen der Familien vor 1945 haben ihn bei vielen Familien nach 1945, als eine starke Neigung zum schnellen Vergessen einsetzte, nicht gerade beliebt gemacht.

Die weiteren Jahre in Adenstedt waren für die Familie von Einschränkungen, aber weiterhin nicht von Not geprägt. Wir Kinder fanden verhältnismäßig schnell Freundschaften zu einheimischen Kindern. Besonders genannt sei hier Karl Bähre, der mit seinem Bruder Walter und Mutter Anni bei den Großeltern Klücher in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnte. Karl nahm an vielen Unternehmungen unserer Familie teil. Die Wanderungen von Adenstedt durch den Wald bis nach Burkhardtshöhe oberhalb von Everode wecken Erinnerung an Sommer und Fröhlichkeit, aber auch an Durst, Hunger und Blasen an den Füßen. Schimpfen und Murren aber hielten sich bei Karls Anwesenheit in Grenzen, und alle Mühen waren vergessen, wenn die Ruhebank am Ziel erreicht und die Tasche mit den Erfrischungen geöffnet wurde. Karl ist Freund bis heute.

In Adenstedt besuchten wir alle die Volksschule, die sich für uns mit den Namen der Lehrer Karl-Heinz Kielhorn, Karl Elze, Ernst Höbel und Fräulein Else Reddies verbindet. Wegen Ilse gab es eine Dauerfehde zwischen unserer Mutter Adele und Fräulein Reddies. Beide waren kampfstärke Frauen und trugen ihren Streit zuweilen auch vor Augen und Ohren der Schüler aus. Auf dem Schulhof herrschte gespannte Aufmerksamkeit, wenn Adele während der großen Pause die Arena betrat und auf Fräulein Reddies zuschritt, die auf der Freitrepppe vor dem Schulhaus stehend die Aufsicht führte.

Helga und Ilse besuchten nach der vierjährigen Volksschulzeit in Adenstedt die

Mittelschule in Alfeld. Für Helga schloss sich daran der Besuch der einjährigen Handelsschule in Hildesheim an, sowie eine dreijährige Tätigkeit als Bankangestellte bei der Deutschen Bank in Alfeld. Nach einem Jahr als Au-pair in der Schweiz begann sie zusammen mit Ilse eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester am Stadtkrankenhaus in Wolfsburg. Die Ausbildung endete hier im September 1965. Beide Schwestern wechselten zum Universitäts-Krankenhaus Eppendorf in Hamburg. Ilse und Udo Schröder heirateten 1968 in Hamburg und Helga und Frank Lobert im gleichen Jahr in Wedel bei Hamburg. Nach Scheidung der Ehe von Ilse und Udo Schröder heirateten Ilse und Dieter Bellmann 1992 in Tarmstedt.

Günter beendete die Volksschule nach acht Jahren und durchlief von 1956 bis 1959 eine Ausbildung zum Werkzeugmacher bei der Firma C. Behrens in Alfeld. Die Firma stellte Schuhleisten her und war im Werkzeug- und Maschinenbau tätig. Nach weiteren Stationen wechselte Günter 1965 zum Volkswagenwerk nach Hannover. Ein Jahr später heirateten Günter und Gisela Weist in Alfeld/Leine. Günter arbeitete bis 2002 im Volkswagenwerk und war zuletzt als Fachreferent für technische Betriebswirtschaft im Nutzfahrzeugbau des Werkes Hannover beschäftigt.

Helga und Günter waren die ersten zusätzlichen Verdienere und haben nicht unwesentlich zur Versorgung der übrigen Familie beigetragen.

Gerhard wechselte nach vierjährigem Volksschulbesuch in Adenstedt zur Städtischen Oberschule für Jungen in Alfeld und schloss hier 1960 an der inzwischen Gymnasium genannten Schule mit dem Abitur ab. Es folgte der einjährige Wehrdienst. Danach studierte er zunächst sieben Semester Theologie in Berlin, Tübingen und Göttingen. Nach einem Studienwechsel setzte er seine Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule in Göttingen fort und wurde 1967 Lehrer an der Mittelpunktschule Hage in Ostfriesland. Gerhard und Monika Benitzky heirateten 1968 in Hage. Nach einem Zusatzstudium an der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg wurde Gerhard 1973 Realschullehrer und nach weiteren Stationen 2001 schließlich als Rektor der Realschule Norden in den Ruhestand verabschiedet.

Mit der Schule in Adenstedt hatte für uns Kinder ein neuer Lebensabschnitt begonnen, für unsere Eltern aber markierte die Ankunft in Adenstedt 1945 das Ende einer erfüllten Zeit in Litauen. Am ehesten hat sich Adele mit der neuen Situation abgefunden, während Eduards Verhalten zunehmend von Resignation und latenter Trauer bestimmt war. Den Verlust von Heimat konnte er nicht überwinden und ist wohl nie richtig in der Bundesrepublik angekommen. Ein entscheidender Grund dafür ist, dass er beruflich nicht mehr an seine Tätigkeit

bei der Litauischen Kommerzbank in Kybartai anknüpfen konnte.

Schon im April 1946 hatte er zwar neue Arbeit gefunden, und ist bis zu seinem Tod praktisch nie arbeitslos gewesen. Aber alle Tätigkeiten, die er auch ausführte, entsprachen nicht seinen Fähigkeiten und Erwartungen. Er schrieb viele Bewerbungen an Banken und Sparkassen, an kirchliche und landmannschaftliche Stellen. Trotz positiver Referenzen erhielt er überall Absagen. Zu den Standardbegründungen für den gerade Vierzigjährigen gehörte, er sei zu alt oder die Stelle müsse für einen Einheimischen frei gehalten werden, der demnächst aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehre.

Große Hoffnung hatte er, als er sich um eine Anstellung bei der Heimat- auskunftsstelle Baltikum beim Landesausgleichsamt in Wiesbaden bewarb. Nach dem 1952 in Kraft getretenen Lastenausgleichsgesetz waren Ausgleichs- ämter eingerichtet worden, die die Ansprüche der Vertriebenen ermitteln und über Entschädigungen für die in der Kriegszeit erlittenen Schäden entscheiden sollten. Die Zentralstelle für das Baltikum war in Wiesbaden, und hier hatte der aus Kybartai stammende Richard Schweizer Eduard eine Beschäftigung in Aussicht gestellt. Seit 1930 gehörte Schweizer dem Kulturverband der Deutschen Litauens an und war etwa ab 1934 für den Tilsiter Sicherheitsdienst (SD) der SS in Ostpreußen tätig. Nach der Besetzung Litauens durch deutsche Truppen im Juni 1941 gehörte er auf Grund seiner Orts- und Sprachkenntnisse zu den wichtigen Personen im deutschen Besatzungs- und Herrschaftsapparat in Litauen und fungierte vor allem als Agentenführer und Dolmetscher. Nach 1945 fand er offenbar nahtlos zur „Organisation Gehlen“, die als Nachrichtendienst von den US-amerikanischen Besatzungsbehörden eingerichtet worden war und aus der später der Bundesnachrichtendienst (BND) hervorgegangen ist. Schweizer hatte nun Eduard eine Tätigkeit in Wiesbaden in Aussicht gestellt, wobei unklar ist, wer ihn zu diesem Angebot legitimierte. Er erwartete aber von Eduard ein Leumundszeugnis, das Schweizers Wohlverhalten während der NS-Zeit bestätigen sollte. Zur Klärung von Einzelheiten war Schweizer 1955 sogar nach Adenstedt angereist und hatte später das Muster für die Formulierung eines solchen „Persilscheins“ geschickt. Als ehemaliger Vorsitzender des CVJM und als Mitglied des Kirchenrates in Kybartai sollte Eduard die von Schweizer vorgegebene Erklärung schreiben und nach Bestätigung seiner Unterschrift durch Pastor Landig an Schweizer zurückschicken. Am Ende müssen Eduard aber wohl doch Zweifel am untadeligen Verhalten Schweizers gekommen sein. Er hat die Erklärung nicht abgeschickt, sie aber bei seinen Unterlagen aufbewahrt. Die Anstellung in Wiesbaden hat er natürlich nicht bekommen. Schweizer hat sich 1956 noch einmal schriftlich

gemeldet und um Rückgabe seines Briefes mit einem „gewissen Text zur Ausstellung einer Bescheinigung“ gebeten. Eine Bescheinigung brauche er nicht mehr, es gehe ihm nur um die damalige Formulierung. Spione und Agenten verwischen eben gerne alle Spuren.

Von April 1946 bis Juli 1948 war Eduard zunächst als Hilfsarbeiter bei der Tischlerei R. Ziesemann in Sehlem beschäftigt, die Holzspielzeug herstellte. Daran schloss sich bis April 1949 die bereits erwähnte Tätigkeit bei der Firma Friedrich Petrick in Bad Salzdetfurth an. Petrick fertigte zu jener Zeit elektrische Bauteile für Radiogeräte. Auch hier war Eduard als Hilfsarbeiter eingesetzt.

Schließlich fand er 1949 eine Anstellung bei der Internationalen Schlafwagen-gesellschaft (ISG) in Bad Oenhausen, die vor allem für den Speisewagendienst in den Militärzügen der britischen Rheinarmee zuständig war. Die längste Strecke begann in Triest (Italien) und führte über Klagenfurt (Österreich) bis zur Zielstation in Hoek van Holland. Von hier wurden dann die Soldaten mit der Fähre nach Harwich in Großbritannien übergesetzt. Eduard arbeitete bis Februar 1961 als Küchenhelfer in den Speisewagen der ISG und wurde schließlich in den Bürodienst der Betriebsstelle in Hannover übernommen. Diese etwas angemessenere Tätigkeit aber endete schon im September 1961, da der Speisewagendienst in den britischen Militärzügen eingestellt und die Betriebsstelle Hannover aufgelöst wurde.

Die einzelnen Einsätze im Fahrdienst müssen sehr anstrengend gewesen sein. Sie dauerten häufig eine Woche und waren mit sicher nicht sehr komfortablen Übernachtungen in Bahnunterkünften verbunden. Ein besonderes Ereignis aber war es immer, wenn Günter oder ich unseren Vater bei seiner Rückkehr vom Bahnhof Harbarnsen mit dem Fahrrad abholten und wir gespannt auf das waren, was er uns von der Reise besonders aus Hoek van Holland mitbrachte. Für Adele war das meistens ein großer Strauß Nelken. Wir Kinder aber warteten auf das Öffnen des Koffers. Für uns gab es häufig eine übergroße Tafel Van Houten Schokolade, und zuweilen wurde auch ein Flasche Gordon's London Dry Gin für zukünftige Familienfeste zur Seite gestellt und ebenfalls in Holland gekaufter Kaffee und Kakao. Es wurden aber auch noch weitere Mitbringsel ausgepackt, die ganz offensichtlich aus den „überzähligen“ Vorräten der Speisewagenküche stammten: kastenförmiges Weißbrot, harter Käse, Orangenmarmelade, Apfelsinen und Fisch in Dosen, der von uns Schorre genannt wurde. Das Wort „Sore“ stammt aus der Gaunersprache und bedeutet „Beute“.

Nach der Auflösung der Betriebsstelle Hannover der ISG fand Eduard ab

Oktober 1961 eine Beschäftigung als Lagerverwalter bei der Elektro- und Installationsfirma Kurt Pflieger in Alfeld (Leine). Hier hatte er nun regelmäßige Arbeitszeiten, aber sein Einkommen blieb bescheiden, und es gab häufig genug Ärger mit Auszubildenden und Gesellen, deren andere Vorstellung von Ordnung bei Eduard häufig genug auf Unverständnis stieß.

Anfang 1969 wurde bei Eduard Prostatakrebs diagnostiziert. Er wurde Ende März/Anfang April im Städtischen Krankenhaus Alfeld operiert und starb dort am 3.4.1969 nach einer Lungenembolie.

Nach dem Tod von Eduard verließ Adele Adenstedt und zog zu Monika und Gerhard nach Hage in Ostfriesland. Am Vormittag betreute sie in unserer Wohnung Enkelin Ulrike, versorgte den Haushalt und bereitete das Mittagessen vor. Am Nachmittag aber war sie in ihrer eigenen nur etwa 200 Meter entfernten Wohnung und genoss den großen Komfort gegenüber der Zeit in Adenstedt. Sie hatte Kontakt zu Frauen aus der Nachbarschaft, die sich gegenseitig zu Tee und Kuchen einluden. Der sonntägliche Gottesdienst in der Hager Kirche gehörte zum Wochenrhythmus, ebenso die regelmäßige Teilnahme an den Altennachmittagen im Gemeindehaus. In Erinnerung sind auch viele Spaziergänge zu Viert im Lütetsburger Park und am Deich und gemeinsame Fahrten mit dem Auto zu ihrem Bruder Otto nach Hamburg. Wir haben gute Jahre zusammen verlebt und sind dankbar, dass sie bei uns war. Aber über all ihrer Freude, Dankbarkeit und Zufriedenheit lag immer auch ein wenig Trauer und Wehmut in Gedanken an Eduard. Am 23. März 1978 erlitt sie nachts in ihrer Wohnung einen Herzinfarkt, wurde sofort in das Norder Krankenhaus gebracht und starb dort am 2. Mai 1978. Die letzte Eintragung an diesem Tag in ihrem Taschenkalender lautet: Herzschmerzen „Es will nicht so, wie ich es will!“

Wir haben Adele am 5. Mai 1978 neben Eduard auf dem Friedhof in Adenstedt beerdigt. Das Leben der beiden war zutiefst von zwei Weltkriegen geprägt und von Brüchen und Entbehrungen gekennzeichnet. Ihr Glaube aber half ihnen, die auferlegten Lasten zu tragen. Uns Kindern waren sie Eltern voller Fürsorge, Güte und Liebe.

Literaturverzeichnis (Auswahl)

Dieckmann, Christoph: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941 - 1944, 2 Bände, Göttingen 2011

Hermann, Arthur: Litauendeutsche während des Zweiten Weltkrieges.
In: Annaberger Annalen 3 (1995), S. 67 - 88

Hermann, Arthur: Litauendeutsche als Kolonisten in Litauen 1942 – 1944.
In: Annaberger Annalen 17 (2009), S. 237 - 284

Puidokienė, Inga: Die deutsche Minderheit in Litauen 1918 – 1940. In: Annaberger Annalen 19 (2011), S. 29 - 67

Rosin, Joseph: The Book of Remembrance of the Jewish Community of Kibart, Lithuania. Haifa 1988 <http://www.jewishgen.org/Yizkor/kybartai/Kibart.html#TOC>

Stossun, Harry: Die Deutschen in Litauen von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. In: Rogall, Joachim (Hg.), Land der großen Ströme. Von Polen nach Litauen. Berlin 1996, S. 341 - 358

Stossun, Harry: Die Umsiedlungen der Deutschen aus Litauen während des Zweiten Weltkrieges. Untersuchungen zum Schicksal einer deutschen Volksgruppe im Osten, Marburg/L. 1993 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien, hg. im Auftrag des J. G. Herder-Forschungsrates, Bd.12)

Stossun, Harry: Die Rücksiedlung der Litauendeutschen 1942 – 1944. In: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 67 - 80

Vareikis, Vyantas: Deutsch-litauische Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Annaberger Annalen 5 (1997), S. 6 - 25

Wagner, Gustav: Die Deutschen in Litauen, ihre kulturellen und wirtschaftlichen Gemeinschaften zwischen den beiden Weltkriegen, Marburg/L. 1959 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas, hg. vom J. G. Herder-Institut, Bd. 44)